



# Erinnerungsarbeit Travail de mémoire

**FemInfo 50, Dezember 2018 • FemInfo 50, décembre 2018****Herausgeberin • Éditrice**

Verein Feministische Wissenschaft Schweiz  
Association suisse Femmes Féminisme Recherche

**Nationaler Vorstand • Comité national**

Anna Rihs, Lilian Carpenter, Maggie Haab, Merjema Adilovic,  
Raissa Ruchti, Veronika Helk

**Geschäftsleiterin • Directrice générale**

Mirjam Aggeler

**Geschäftsstelle • Secrétariat**

Verein Feministische Wissenschaft Schweiz  
Postfach  
CH-3001 Bern  
PC 30-37698-6

info@femwiss.ch

www.femwiss.ch

**Redaktion • Édition**

Katharina Pelzelmayer, Martina Amsler, Martina Bundi, Mirjam  
Aggeler, Nina Seiler, Saskia Kircali

**Layout • Graphisme**

Nora Ryser, Mirjam Aggeler

**Cover • Couverture**

Nora Ryser

**Druck • Impression**

Das FemInfo wird auf 100 % Recyclingpapier (Lettura 72) ohne  
optische Aufheller in der Druckerei Reitschule in Bern gedruckt.

**Auflage • Tirage**

1400 Exemplare • 1400 Exemplaires

**Erscheinen • Annonce**

3 Mal jährlich • 3 fois par année

**Inserate • Annonce**

1 Seite • 1 page CHF 250.–

1/2 Seite • 1/2 page CHF 130.–

**Manuskripte • Manuscris**

info@femwiss.ch

**Nächster Redaktionsschluss • Prochain délai de rédaction**

01.03.2019

## Inhalt • Sommaire

<b>Vorwort • Avant-propos</b>	<b>2</b>
<b>Die Welt zwischen Neuronen und Geistesblitzen</b>	<b>4</b>
Was Stereotypen bilden kann, kann auch umdenken	4
<b>Im transgenerativen Prozess • Dans le processus transgénérationnel</b>	<b>8</b>
Die Angst als Drehmoment	8
La peur comme point de basculement	15
<b>Ein Plädoyer für die Genderbrille</b>	<b>22</b>
Den Deutungsrahmen unserer Welt erweitern	22
<b>Vergangenheit und Gegenwart im Dialog • Dialogue entre passé et présent</b>	<b>26</b>
Feministische Perspektiven auf Arbeit	26
Perspectives féministes sur le travail	33
<b>Gegen das Vergessen • Contre l'oubli</b>	<b>40</b>
Platz da!	40
Faites place!	44
<b>His_Story / Her_Story</b>	<b>48</b>
Ansatz und Kritik	48
Approche et critiques	52
<b>Museen als Orte des Erinnerns</b>	<b>56</b>
female storytelling	56
<b>Wer ist sie? • Qui est elle?</b>	<b>58</b>
Margrith Bigler-Eggenberger	58
<b>Wer war sie?</b>	<b>62</b>
Simone Veil	62
<b>Agenda</b>	<b>64</b>
Kopfwerken	64

MIRJAM AGGELER • Erinnerst du dich? An diesen Film, an jenes Erlebnis? An damals? – Das Wieder-aufleben lassen gemeinsamer Erinnerungen ist fester Bestandteil unserer Beziehungs- und Lebensrealität. Gemeinsame Erinnerungen geben uns eine gemeinsame Geschichte. Und diese brauchen wir, um uns zugehörig zu fühlen: Sie verbindet uns.

Während es harmlos erscheint, sich über den Plot eines Films nicht mehr einig zu werden, wird es bei prägenden gemeinsamen Erlebnissen, die zu einem Teil der eigenen Identität, zu einem Stück «Realität» geworden sind, bereits schwieriger auszuhalten, wenn ebendieses Gemeinsame in Frage gestellt wird. Richtig einschneidend und greifbar wird dieses Phänomen aber spätestens dann, wenn es um das Erinnern als kulturelles Phänomen und damit um unser kollektives Gedächtnis geht. Denn, was für unser «privates» Erinnern eine vermeintlich kleine Rolle spielt, hat im gesellschaftlichen Kontext weitreichende Konsequenzen. Anders ausgedrückt: Wenn es darum geht, Geschichte(n) zu schreiben, spielt die Frage nach den Perspektiven, die darin Eingang finden und welche nicht, die Hauptrolle. Aber auch für die Wahrnehmung

des Hier und Jetzt, spielt Erinnertes eine wichtige Rolle. Denn um überhaupt in der Lage zu sein, die Flut an Informationen, die ständig auf uns einprasselt, zu verarbeiten, greifen wir auf bereits gelernte Wissensselemente zurück – auch auf solche, die wir nicht selbst erfahren haben. Auf Wissensselemente also, die in unserem kulturellen Wissen als Narrative festgeschrieben sind und sich dadurch ihre Fortschreibung sichern. So hat Erinnerung immer auch etwas mit der Gegenwart zu tun – und umgekehrt. Dieses Heft ist der Versuch, tradiertes Wissen in seiner Konstruiertheit sichtbar zu machen, indem wir zunächst einmal der Frage nachgehen, wie unsere Wahrnehmung funktioniert und wie sie «Realität» erschafft. Dann richten wir den Fokus auf blinde Flecken in unserer kollektiven weissen und androzentrischen Kulturgeschichte. Und wir fragen, inwiefern sich diese Leerstellen als Lehrstellen nutzbar machen lassen – für die Gestaltung unserer Gegenwart, wie auch für die Visionen möglicher Zukünfte.

MIRJAM AGGELER, TRADUCTION: ALEXANDRA CINTER • Te souviens-tu? De ce film? De cette expérience? De ce temps-là? – Faire revivre nos souvenirs communs fait partie intégrante de notre existence et de notre rapport aux autres. Notre mémoire commune fait que nous avons une histoire commune. Et nous avons besoin de celle-ci pour nous sentir appartenir à une communauté: elle nous relie.

Il arrive que nos souvenirs divergent, par exemple sur l'intrigue d'un film que nous avons vu ensemble. Si ce phénomène semble ici anodin, lorsqu'il est question d'expériences communes marquantes qui sont devenues part de notre identité, il est déjà plus difficile de supporter que ces souvenirs que nous avons en commun, et par là notre «réalité», soient remis en cause. Cette divergence devient en revanche véritablement tangible et déterminante lorsque c'est le souvenir en tant que phénomène culturel et ainsi notre mémoire collective qui sont en jeu. Car ce qui joue un rôle probablement mineur s'agissant de nos souvenirs «privés» a de lourdes conséquences à l'échelle d'une société. Autrement dit: lorsqu'il s'agit d'écrire l'(les) histoire(s), la question principale qui

se pose est de savoir quels points de vue notre mémoire collective retiendra. Et quelles répercussions les lacunes et les oublis, les zones aveugles de notre mémoire collective ont sur notre perception du présent. Car pour être en mesure de traiter le flot d'informations qui se déversent constamment sur nous, nous recourons à ce que nous avons déjà appris, y compris aux connaissances que nous n'avons pas éprouvées nous-même. Des connaissances qui, dans notre savoir collectif, sont fixées sous forme de récits ou de modèles, lesquels en assurent la perpétuation. Le souvenir a ainsi toujours à voir avec le présent, et inversement.

Ce numéro se propose de mettre en lumière le caractère construit des savoirs transmis, en nous intéressant tout d'abord à la façon dont notre perception fonctionne et crée la «réalité». Nous nous penchons ensuite sur les zones aveugles de notre histoire culturelle collective, essentiellement blanche et androcentrique. Et nous nous interrogeons sur la possibilité de mettre ces lacunes et ces oublis à contribution pour façonner notre présent ainsi que notre vision de l'avenir.

## Was Stereotypen bilden kann, kann auch umdenken

MARTHA BEÉRY • Denken ist ein äusserst komplizierter biologischer Prozess und Resultat von verschiedensten Vorgängen im Gehirn, welches sich in einem ständigen Austausch zwischen gespeichertem Wissen und neuen Eindrücken befindet. Informationen werden durch ein kompliziertes System in unserem Gehirn verarbeitet, interpretiert, kurz- oder langfristig gespeichert und später als Wissensselemente genutzt. Diese Wissensselemente sind für die Verarbeitung des Wahrgenommenen elementar. Sie wirken als Filter, durch die wir die Welt begreifen können. Denn die Flut an Informationen überfordert in ihrer Komplexität sowohl unsere Fähigkeit zur Wahrnehmung selbst als auch deren Verarbeitung. Die Filter helfen uns, diese enorme Anforderung zu bewältigen.

Das Problem: Wir greifen auf vereinfachte Schemata zurück. Auf Konzepte also, die wir gelernt haben und weiter tradieren. Denn je nachdem, wie diese aufgebaut sind, dringen gewisse Informationen zu uns durch – oder eben nicht. Anders ausgedrückt: Wir nehmen meistens wahr, was wir gelernt haben. Was nicht in unsere Wahrnehmungsraster passt, wird entweder herausgefiltert oder als von der Regel abwei-

chende Ausnahme identifiziert, was einfacher ist, als unser Weltbild ständig hinterfragen zu müssen.

### Stereotypenbildung

Eines der wichtigsten Wissensselemente, welches als Unterscheidungsmerkmal in einer patriarchalen Gesellschaft gelernt wird, ist das Geschlecht. Wir lernen von klein auf, dass wir uns einem von beiden Geschlechtern zugehörig fühlen und uns entsprechend verhalten sollen: «Man nimmt an, dass Kinder positiv verstärkt werden, wenn sie sich ihrem Geschlecht entsprechend verhalten bzw. sanktioniert, wenn sie die Geschlechtergrenze überschreiten».<sup>1</sup> So lernen Kinder, welches Verhalten ihrem Geschlecht angemessen ist und welches nicht. Dieses Wissen wird in die Vorstellung vom eigenen Ich integriert, wie auch in die Vorstellung von einem dem anderen Geschlecht zugeordneten Gegenüber: «Eine vermeintlich rein männliche Rationalität steht demnach innerhalb einer sozialen Gemeinschaft einer vermeintlich rein weiblichen Einfühlungskraft und Emotionalität gegenüber, als handle es sich dabei um zwei grundverschiedene Kulturen oder Lebensformen».<sup>2</sup>

Martha Beéry ist Fachtherapeutin für kognitives Training und war freie Mitarbeiterin bei verschiedenen Zeitungen und Radiosendern. Vorstösse aufgrund stereotyper Darstellung von Frauen bei SRF gehören genauso zu ihrem Engagement wie die Gründung der *IG Frau und Museum*, welche sich das Schaffen eines Frauenmuseums als Ort des Erinnerns und Austauschs zum Ziel gemacht hat.

Es fällt auf, dass mit Weiblichkeit vordergründig Emotionen assoziiert werden, die «entweder selbstbezogen und negativ (z.B. Scham, Verlegenheit) oder auf andere bezogen und positiv (z.B. Sympathie, Dankbarkeit)»<sup>3</sup> sind. Für das Bild von Männlichkeit verhält es sich genau umgekehrt: «positive selbstbezogene Emotionen wie z.B. Stolz und Zufriedenheit und negative, auf andere bezogene Emotionen wie z.B. Ärger und Feindseligkeit, wobei nicht die sozialen Beziehungen, sondern die eigene Person im Vordergrund steht»<sup>4</sup>, prägen unsere Vorstellung. Daraus kann geschlossen werden, dass Frauen\* lernen, sich über ihre Beziehung zu anderen zu definieren, während Männer\* lernen, sich als autonom wahrzunehmen.<sup>5</sup>

Die Wissens- und Darstellungselemente der stereotypen Vorstellungen haben eine weitaus grössere Wirkung, als man auf den ersten Blick meinen könnte: Sie geben nicht nur vor, eine Realität zu erklären; sie schaffen eine Realität, denn: «Independenz- und Interdependenz-Normen tragen zur Konstruktion von Geschlecht bei, weil ein independentes Selbst eine andere Art der Informationsverarbeitung und damit

anderes Denken, Fühlen und Handeln begünstigt als ein interdependentes Selbst».<sup>6</sup>

- 1 Maccoby, Elenor E.: Psychologie der Geschlechter. Sexuelle Identität in den verschiedenen Lebensphasen. Stuttgart, 2000, S. 152
- 2 Voss, Christiane: Narrative Emotionen. Berlin / New York, 2004, S. 16
- 3 Lozo, Lubja: Emotionspsychologie. Emotionen der Geschlechter ein fühlbarer Unterschied? In: Steins, Gisela (Hrsg.): Handbuch. Psychologie und Geschlechterforschung. Wiesbaden 2010, S. 45
- 4 Lozo, 2010, S. 45
- 5 vgl. Hannover, Bettina: Sozialpsychologie. Sozialpsychologie und Geschlecht: Die Entstehung von Geschlechterunterschieden aus der Sicht der Selbstpsychologie. In: Steins, Gisela (Hrsg.): Handbuch. Psychologie und Geschlechterforschung. Wiesbaden, 2010, S. 30
- 6 Hannover, 2010, S. 30

### Was sich festsetzt

Eine der wichtigsten Erkenntnisse für die Speicherung von Inhalten besagt: Was oft wiederholt wird,

setzt sich im Gedächtnis automatisch fest. Dieses Wissen nutzen alle, die ein Interesse daran haben, dass sich ihre Inhalte, Ideologien und Vorstellungen in den Köpfen möglichst vieler Menschen festsetzen. Die Botschaften von Politik, Medien, Kirchen, Werbung, Schulen usw. werden unzählige Male wiederholt und setzen sich in uns unbewusst in Wissen und Bilder um. Sie werden damit zu Basiswissen (Filtern) für unsere Denkvorgänge. Auch die Wiederholung schlechter Beispiele tut dabei ihre Wirkung. Ich wage die Behauptung, wir wüssten besser, was Donald Trump denkt, als was wir selber denken. Wir werden davon in den Medien ja geradezu überschwemmt. Dem, was Frauen an «einem anderen Selbstbewusstsein» entwickeln und aufbauen und fordern, wird hingegen kaum Beachtung und entsprechend kaum Raum geschenkt. Denn es würde ja die ganze patriarchale Denkwelt auf den Kopf stellen.

Eine Abkehr von der Zuordnung von Menschen in stereotype Bilder wie Geschlecht, Race, Religion usw. hin zu einer Wahrnehmung der Einzelnen mit ihren Stärken und Kompetenzen – auch in Bezug auf sich selbst – setzt eine grundlegende Veränderung

unserer «Men-talität», unserer Selbst- wie auch unserer Fremdwahrnehmung voraus: und damit auch eine Veränderung des kollektiven Gedächtnisses. Denn nur über den ganzheitlichen Wahrnehmungs- und Verarbeitungskomplex, in welchem Erinnerungen als Wissens-element eine wichtige Rolle spielen, kann die «Geschlechterordnung» in den Gesellschaften nachhaltig verändert werden.

### **Die Lücken in der herrschenden Ordnung**

Die Forderung von Paulus, «die Frau schweige in der Gemeinde», wurde jahrhundertlang und wird zum Teil immer noch befolgt. Ich erinnere mich noch gut daran, als ich nach Abschluss einer Ausbildung in gestaltender Therapie an eine Bildungsinstitution herangetreten war, um meinen Kurs «Frauen gestalten Frauen» anzubieten. Dies, um den damals gängigen Frauenvorbildern, die ich fragwürdig und der Gleichstellung abträglich fand, auf den Grund zu gehen. «Das würde niemanden interessieren», war der Bescheid. Möglich, dass die Entscheidungsträger sich tatsächlich nicht vorstellen konnten – im Sinne von nicht in der Lage sein – dass dieses Thema eine Re-

levanz hat. Möglich auch, dass sie damit Recht – im Sinne der Prognose eines fehlenden Bedürfnisses an einer solchen Auseinandersetzung – behalten hätten. Oder wie es die österreichische Schriftstellerin und Friedensnobelpreisträgerin (1905) Bertha von Suttner formulierte: «Jede Zeit wie jeder Mensch hat ein gewisses Gedankenfeld, über das hinaus nichts wahrgenommen wird». Und ich würde dazu meinen: ein jahrhundertlang eingetrichtertes Gedankenfeld, das es gerade in Sachen Frauenbild zu verändern gilt. Doch dies zu verändern, ist in einer Gedankenwelt, die das Männliche als zentral begreift und in den Fokus des Denkens stellt, äusserst schwierig, und die Versuche, diesen Fokus zu verschieben, wollen eben oft nicht wahrgenommen werden.

### **Erinnerungskultur entwickeln**

Erinnern ist ein aktiver und sozialer Prozess. Und dies ermutigt mich in meinen Bestrebungen, mit einem Frauenmuseum einen Ort des Erinnerns und Austauschs für Geschichte(n) und Gegenwart von Frauen zu schaffen. Die zu diesem Zweck gegründete *Interessengemeinschaft Frau und Museum* hat

es sich zur Aufgabe gemacht, Räume zu schaffen, in denen die oft unsichtbar gemachte(n) Geschichte(n) und Realitäten von Frauen sowie ihre Leistungen und Einflussnahmen auf die Gesellschaft aufgezeigt werden sollen. Räume, in welchen das Verhältnis der Geschlechter und die damit einhergehende Frage nach den stereotypen Frauen- und Männerbildern kritisch beleuchtet und diskutiert werden können. Denn es ist wichtig, dass Frauen und ihre Geschichte(n) sichtbar werden. Einerseits, um das kollektive – und damit auch unser eigenes – Gedächtnis um diese Perspektive zu erweitern. Andererseits aber auch, um die Basis für mögliche Veränderungen zu schaffen. Oder wie die Historikerin Gerda Lerner es formulierte: «Jede Frau ändert sich, wenn sie erkennt, dass sie eine Geschichte hat.»

## Die Angst als Drehmoment

JEANNETTE FISCHER • Nicole Reiser, 30 Jahre alt, sucht eine Psychoanalytikerin auf, weil sie unter Panikattacken und Angstzuständen leidet. Sie steht kurz vor dem Ende ihres zweiten Studiums. Die letzte Phase verläuft harzig, ist immer wieder unterbrochen von tagelangen Rückzügen, in denen sie ihr Zimmer nicht mehr verlässt, ausser um zum Kühlschrank und auf die Toilette zu gehen. Sie wäscht sich nicht, isst wahllos alles durcheinander, auch telefonisch ist sie nicht mehr zu erreichen. Die Mitbewohner\*innen lassen sie in Ruhe: Sie kennen das.

Nicole Reisers Eltern haben sich aus subproletarischen Verhältnissen hochgearbeitet. Beide haben eine Lehre abgeschlossen, der Vater ist erfolgreich in seinem Beruf, die Mutter wollte ihre begonnene Karriere nicht weiterführen, sondern Kinder, eine Familie haben. Mit dem Heranwachsen der Kinder zog sie sich immer mehr in sich selbst zurück. Ihre Tochter fehlte wegen Panikattacken oft tagelang in der Schule. Weil sie sehr intelligent ist, holte sie den Schulstoff aber schnell wieder nach – und so pendelte sich ihr Leben zwischen Angst und Panik einerseits, einer enormen Lebensenergie und einem sehr kreativen Tatendrang andererseits, ein.

Nicole Reisers Mutter hat Arbeit und Karriere nicht wieder aufgenommen – niemand weiss, warum. Als die Tochter 15 Jahre alt war, ging der Vater eine neue Beziehung ein und trennte sich von seiner Frau. Auf Wunsch seiner drei Kinder übernahm er das Sorgerecht.

### Das einzig Verbindende ist die Differenz

Nicole Reiser sagt in der Psychoanalyse, sie habe keine Kraft mehr, um die Schwankungen in ihrem Leben zu ertragen. Keine Kraft mehr, um sich gegen die Angstzustände zu wehren, ihnen etwas entgegenzusetzen. Ihre Energie sei bis jetzt von der Auflehnung gegen das Elternhaus gespeist worden und nun aufgebraucht. Die Psychoanalyse vermag sie anfangs zu beruhigen, sodass sie das Studium abschliessen und arbeiten kann. Doch Angst und Panik bleiben hartnäckig bestehen. Fortan geht es darum, die Ursache der Symptome zu erkennen, um Nicole Reiser aus diesem Teufelskreis auszulösen.

Die feministische psychoanalytische Bindungstheorie geht von der *intersubjektiven* Beziehung aus, einer anzustrebenden nicht-hierarchischen Bindung, die

zwischen mindestens zwei Menschen besteht und auf die Gemeinschaft und Gesellschaft hochgerechnet werden kann. Im Unterschied zu einer hierarchischen, begründet sich die intersubjektive Beziehung auf der Differenz, die Differenz eines Ich zum anderen Ich. Das andere Ich ist – nicht nur in Bezug auf sein Geschlecht – per se different zu meinem Ich, es ist also nicht Ich. Die Anerkennung dieser Differenz ist sehr wichtig, weil sie in der Beziehung mit einem Gegenüber bestätigt, dass das einzig Verbindende die Differenz ist.

In hierarchischen Beziehungen, das heisst in Bindungen, die von einem Gefälle geprägt sind – und das sind die meisten – wird diese Differenz mit der Begrifflichkeit des Defizits ersetzt. Demzufolge weist das eine Ich gegenüber dem anderen Ich ein Defizit auf. Auf diese Weise wird die Bindung hierarchisch organisiert. Erst in dieser Form der Bindung werden Rollen zugewiesen, werden unter anderem geschlechtsspezifische Rollen definiert und tradiert. Eine Rolle definiert das Verhältnis zu einem anderen Ich und zur Gesellschaft, und in der Identifikation mit der Rolle auch das Verhältnis zu sich selbst. Rollen-

zuschreibungen sind Unterdrückungs- und Repressionsinstrumente, garantieren jedoch die Akzeptanz in der Gemeinschaft. Mit einer Anpassungsleistung können wir den Ausschluss aus dieser Gemeinschaft verhindern beziehungsweise den Einschluss garantieren und damit die Angst vor dem Verlust der Anerkennung beruhigen. Werden diese Anpassungsleistungen nicht mehr erbracht, wird ersichtlich, dass ein Beziehungsnarrativ fehlt, das über diese Rollenzuschreibungen hinwegtragen und das eigene Ich, auch das Ich in Gemeinschaft, sichern kann. So zieht sich Nicole Reisers Mutter aus der Welt zurück, obwohl sie begabt und gesund ist. Sie verfolgt ihre Karriere nicht weiter, gibt ihren Beruf, den sie passioniert ausgeübt hatte, auf. Und die Tochter bricht mit ihr ein, stürzt mit in diese Beziehungsleere, in diesen Abgrund. In der Gemeinsamkeit ihrer Ängste finden sich die beiden wieder. Obwohl Angst ein trennendes Moment ist, wird es hier zu einem verbindenden.

### Angst lähmt

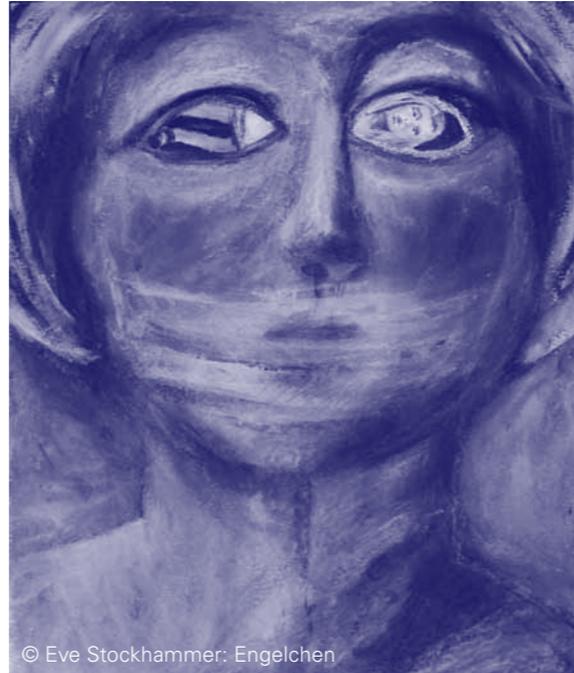
Angst ist kein Gefühl, das wir brauchen, um uns vor Gefahren zu schützen – obwohl das viele behaupten.

Jeannette Fischer arbeitete 30 Jahre lang als Psychoanalytikerin in Zürich. Sie beschäftigt sich intensiv mit der Frage der Gewalt, Macht und Ohnmacht. Sie kuratierte hierzu Ausstellungen und drehte zwei Dokumentarfilme.

Die Furcht genügt uns als Schutz: Sie ermöglicht als instinktive, die Aufmerksamkeit erhöhende Reaktion entsprechende Abwehrmassnahmen. Angst hingegen ist das Symptom eines Beziehungsbruches, in dem die «Anerkennung des Anderen als anders» gebrochen und in ein Machtverhältnis umgewandelt wird. Dieser Bindungsbruch geht mit dem Verlust des Gefühls der Aufgehobenheit einher.

Angst bedeutet eine Trennung von sich selbst und der Welt. Sie führt die Ich-Entfremdung, die in der Zuweisung einer Rolle und in der Identifikation des Ich mit dieser Rolle bereits besteht, weiter. Weil eine Rolle den Menschen fixiert, ist er der Freiheit beraubt, sein Ich entfalten zu können, wachsen zu können, sich zu entwickeln und an der Gestaltung der Welt mitzuwirken.

Die Angst bindet die libidinösen Kräfte, die Lebensenergie, die ich in der Folge die *Aggressionen im Dienste des Ich* nenne, diejenigen Kräfte also, die uns ermöglichen, uns zu wehren, uns für unser Ich einzusetzen, ehrgeizig zu sein, zu geniessen. Angst bindet sie zurück, worauf sie implodieren und unter anderem zu Depressionen, Essstörungen und Panikattacken



führen können. In der Beziehungslücke sind diese Kräfte gebrochen: Auf der Unterlage einer Falltür kann ein Ich sich nicht entwickeln. Die Anpassung an die zugeschriebenen Rollen vermag darüber hinwegzutäuschen und hinwegzuhelfen, gleichzeitig versorgt sie den bestehenden Machtdiskurs mit «Stabilität». Denn Anpassung erfordert Unterwerfung und einen

mehr oder weniger grossen Anteil an Selbstaufgabe. Im Austausch dafür gewährleistet sie einen Schutz vor Beziehungsverlust. Obwohl hierarchische Beziehungen per se gewalttätig sind, vermögen sie die Angst vor dem Ausschluss aus Gemeinschaft zu beruhigen und die Unterwerfung als das kleinere Übel auf sich zu nehmen.

Mit der Anerkennung des Anderen als Nicht-Ich hingegen, in der intersubjektiven Beziehung, wird es möglich, ein Ich zu entwickeln. Weil das Ich keine feste Grösse ist, sondern sich nur in Beziehung zu einem und mehreren anderen Ich bilden und immer wieder neu bilden und verorten kann, sind wir auf Gemeinschaft angewiesen, ja von ihr abhängig. Hingegen ist die Idee, dass Ich eine fixe Grösse ist, die erreicht und anschliessend beibehalten, geschützt und verteidigt werden soll, letztlich nur mit tradierten Rollenzuschreibungen umsetzbar.

Es fehlt also ein Beziehungsnarrativ, das Aufgehobenheit in der Gemeinschaft verspricht, ohne auf Autonomie, auf die Entfaltung von Ich verzichten zu müssen. Ein Beziehungsnarrativ, das sich nicht am Defizit orientiert. Tradiert werden stattdessen Beziehungs-

brüche, Beziehungslücken, die sich bei Frau Reiser in Angst und Panik ausdrücken und bei ihrer Mutter in einem Rückzug aus Gemeinschaft und beruflicher Entfaltung. Schläge und andere Gewaltakte sind Versuche, solche Brüche zu verhindern. Ich rechtfertige damit nicht Gewalt, sondern weise darauf hin, dass es sich um ein strukturelles Problem handelt, ein Problem der bestehenden Herrschaftsverhältnisse. Und indem wir die uns zugeschriebenen Rollen übernehmen, fixieren wir diesen Machtdiskurs und leisten der Entwertung und Entfremdung von uns allen und der Individualisierung des Problems Vorschub. Nur im Narrativ einer intersubjektiven Beziehung werden diese Rollen obsolet, denn es geht um die Grundbedürfnisse des Menschen, die weder Aufschieben noch Verzicht erlauben: nämlich aufgehoben zu sein in der Gemeinschaft, ohne auf Autonomie, Entfaltung und Wachstum verzichten zu müssen. Hier wird weder mit Schuld noch mit Angst gehandelt.

### Schuldgefühle verbinden

Eine andere Möglichkeit, Beziehungen zu sichern, sind Schuldgefühle. Kaum jemand ist frei davon. Gerade

hat Barbara Bleisch, Philosophin und Redaktorin der «Sternstunde», ein Buch darüber veröffentlicht mit dem Titel: «Warum wir unseren Eltern nichts schulden».

Die Beziehungen in einem Machtgefälle orientieren sich, wie bereits erwähnt, am Defizit. Schuldgefühle sind dabei unerlässlich, sie dienen der Beziehung als Bindemittel und Kitt. Mit Schuldgefühlen bestätigen



© Eve Stockhammer: Survivant

wir die Hierarchie und schaffen ein defizitäres Verhältnis oder gleichen uns einem an. Ob wir «Schuldiger\*innen» sind oder «Gläubiger\*innen», ist nicht von Belang – beide Rollen sind dem Herrschaftsdiskurs inhärent und bestätigen, stabilisieren ihn. Wir machen laufend die Erfahrung, dass wir nur schwer aus unseren Schuldgefühlen herausfinden. Überall machen sie sich bemerkbar, in fast allen Beziehungen sind sie fester Bestandteil. Man kann die Schuld verleugnen, man kann sich von ihr lossprechen, man kann sie abarbeiten, man kann sie als gerechtfertigt anerkennen – der Versuch, einen Umgang mit ihr zu finden, lenkt von der Erkenntnis ab, dass es ihre *Funktion* ist, Bindemittel in hierarchischen Beziehungen zu sein.

### Von der Schwierigkeit, den Diskurs des Defizites zu verlassen

Vor diesem Hintergrund funktioniert auch die Beziehung von Nicole Reiser mit ihrer Mutter. Ihre Angst ist Ausdruck einer Ruptur in dieser Bindung. Je älter die Tochter wird, umso mehr zieht sich die Mutter zurück. Nicht im Sinne eines Loslassens, eines Gehenslassens, sondern eines Bruches. Sie ist nicht mehr

erreichbar für die Tochter, interessiert sich nicht mehr für sie, hat sie «abgehängt». Das Einzige, was die Beziehung aufrechterhält, sind die Bemühungen der Tochter – angetrieben von Schuldgefühlen – der Mutter etwas zuliebe zu tun, sie zu entlasten, sie partizipieren zu lassen an ihrem Erfolg, der sich in der Zeit einstellt, in der sie nicht wie gelähmt in ihrem Zimmer liegt. Dieser Bruch ist einerseits begründet im fehlenden Beziehungsnarrativ, wenn die Rollen nicht mehr «tragen», wenn die Mutter aus ihrer Pflicht entlassen worden ist, und andererseits ist der Bruch aber auch ein Ausdruck des Neides: Der Verlust des Gefühls der aufgehobenheit, das weiss auch die Mutter, beschädigt, bricht die *Aggressionen im Dienste des Ich*, die Tochter bleibt ohnmächtig eingeschlossen in sich und in ihrem Zimmer.

Die Schuldgefühle der Tochter sind ein Beziehungsangebot an die Mutter. Sie sind auch ein Schutz vor dem mütterlichen Neid und vor der Feststellung, dass für die Ablösung, die mit einem Rollenverlust einhergeht, keine Beziehungskonzepte vorhanden sind. Die Schuldgefühle vermögen die Angst vor einem endgültigen Bindungsbruch teilweise zu beruhigen.



© Eve Stockhammer: Sonnenaufgang

Die Beziehungslücke wird gefüllt mit der «Währung Schuld», die Beziehung innerhalb eines hierarchischen Narrativs ge-währt, eines Narrativs, in dem das

Defizit zur Beziehungsgrundlage wird und damit zum Antrieb für Wettbewerb. Auch denjenigen zwischen Mutter und Tochter.

Es besteht kein Beziehungsnarrativ mehr für die Mutter: Weil sie von den Kindern nicht mehr gebraucht wird, zieht sie sich zurück. In sich selber eingeschlossen, vermag sie der Tochter keinen Bindungsboden mehr zu geben; ihr fehlt die Antwort auf die Trennung. Sie wird zu einer Mutter, der man etwas schuldig ist, die man aus Schuldgefühlen besucht, die sich verraten fühlt in ihrer Rolle. Es besteht kein Narrativ für die Tochter, die diese Leerstelle mit von Schuldgefühlen getriebenen Bemühungen zu überbrücken und zu füllen versucht.

Das Moment, das die Mutter tradiert, ist der Bruch der Beziehung anstelle der Trennung, der Ablösung von der Tochter ohne Beziehungsrückzug. Tradiert wird damit gleichzeitig der Bruch der Beziehung zu sich selbst, weil der klassischen Rolle der Mutter – nicht aber ihrer Funktion und Pflicht als Mutter – bereits eine Form der Selbstaufgabe inhärent ist. Dieser Bruch mit sich selbst muss gesühnt, gerächt oder belohnt werden. Die Schuld dafür liegt in den Händen

der Tochter, die auch Kinder gebären wird – oder soll, so die Rollenerwartung.

Obwohl dieses Beispiel eine beachtliche Symptomatik aufweist, können wir nicht von uns weisen, dass unsere alltägliche Angst Hinweis ist auf Unterdrückung und Zuweisung von Rollen, von Geschlechterrollen, und damit Teil unseres Beziehungs- und Rollennarrativs bildet.

Es ist an der Zeit für ein Narrativ ausserhalb der Angst, ausserhalb der Schuld, ausserhalb der Hierarchie, für eines, das uns Menschen intersubjektiv weiterträgt. So lange aber die Angst befürwortet wird als notwendiges Gefühl und die Schuldgefühle als notwendiges Übel, so lange werden die bestehenden Machtverhältnisse konsolidiert und die Rollen, nicht zuletzt als Schutz vor Ausgrenzung, zementiert.

#### Veröffentlichungen der Autorin zum Thema:

- Psychoanalytikerin trifft Marina Abramovic. Scheidegger&Spiess, Juni 2018.
- Angst – vor ihr müssen wir uns fürchten. Stroemfeld Frankfurt a.M. & Basel, November 2018.

## La peur comme point de basculement

JEANNETTE FISCHER, TRADUCTION: ALEXANDRA CINTER • Nicole Reiser, 30 ans, est à la recherche d'une psychanalyste, car elle souffre d'attaques de panique et d'anxiété. Elle est sur le point de terminer sa deuxième formation. C'est une période difficile, ponctuée de journées où la jeune femme se cloître dans sa chambre, qu'elle ne quitte que pour se chercher à manger dans le frigo ou pour aller aux toilettes. Ces jours-là, elle ne se lave pas, se nourrit de façon anarchique et ne répond pas au téléphone. Ses colocataires la laissent tranquille, ils ont l'habitude.

Issus d'un milieu extrêmement modeste, les parents de Nicole ont réussi à gravir les échelons. Ils ont tous deux terminé un apprentissage, le père a réussi professionnellement, quant à la mère, elle a choisi d'interrompre sa carrière pour fonder une famille et élever ses enfants. Mais à mesure que ceux-ci ont grandi, elle s'est repliée sur elle-même. Sa fille manquait souvent des jours entiers d'école en raison d'attaques de panique. Etant très intelligente, elle parvenait toutefois à rattraper rapidement la matière. Sa vie se partageait ainsi entre ces attaques de panique, d'une part, et une immense force de vie, un dyna-

misme et une grande créativité d'autre part. La mère de Nicole Reiser n'a jamais repris son travail ni sa carrière, sans que personne ne sache pourquoi. Alors que sa fille avait quinze ans, le père a rencontré une autre femme et quitté la mère de Nicole. Il a obtenu la garde de ses 3 enfants, à la demande de ceux-ci.

#### La seule chose qui nous lie c'est la différence

Au cours de la psychanalyse, Nicole Reiser confie ne plus avoir la force de supporter les fluctuations de son existence. Plus la force de lutter contre l'anxiété, de lui faire face. Elle dit avoir épuisé son énergie, laquelle se nourrissait jusqu'alors de sa révolte envers ses parents. Au début, la psychanalyse parvient à la tranquilliser, lui permet de terminer ses études et de travailler. Mais l'angoisse et la panique persistent. Il s'agit alors d'identifier l'origine des symptômes, pour permettre à la jeune femme de sortir de ce cercle vicieux.

La théorie psychanalytique féministe du lien s'appuie sur la relation *intersubjective*, soit sur un lien qui se veut non hiérarchique, existant entre au moins deux personnes et pouvant être étendu à la communauté

Jeannette Fischer a travaillé durant 30 ans comme psychanalyste à Zurich. Elle s'intéresse en particulier à la question de la violence, du pouvoir et de l'impuissance. Elle a organisé sur le sujet plusieurs expositions et réalisé deux films documentaires.

ainsi qu'à la société. Contrairement à la relation hiérarchique, la relation intersubjective repose sur la différence, celle entre un Je et un autre. Le Je de l'autre est per se différent du mien – et pas seulement de par son genre –, il n'est donc pas moi. La reconnaissance de cette différence est fondamentale, parce qu'elle valide le fait que, dans la relation à autrui, la seule chose qui nous relie, c'est la différence.

Dans les relations hiérarchiques, c'est-à-dire dans les liens qui sont caractérisés par une inégalité – et ce sont la majorité –, cette différence est remplacée par la notion de déficit. L'un des Je y présente un déficit par rapport à l'autre. De cette manière, le lien s'organise de façon hiérarchique. C'est dans cette forme de lien que les rôles sont attribués, que sont définis et perpétués notamment les rôles fondés sur le genre. Un rôle définit le rapport qu'un Je entretient avec un autre Je ainsi qu'avec la société. Par un phénomène d'identification, il définit également le rapport du sujet à lui-même. Si ces rôles prédéfinis sont des instruments d'oppression et de répression, ils nous garantissent néanmoins d'être acceptés par la communauté. En nous y adaptant, nous pouvons éviter

d'être exclus de cette communauté, autrement dit nous assurer d'y être intégrés et ce faisant, calmer notre peur de perdre sa reconnaissance.

Lorsque cette adaptation n'a plus lieu, on constate qu'il manque un modèle de lien [ein Beziehungs-narrativ], qui nous permette de dépasser ces rôles assignés et de garantir notre propre Je, également au sein de la communauté. Ainsi, la mère de Nicole Reiser se retire du monde alors qu'elle est talentueuse et en bonne santé. Elle ne poursuit pas sa carrière, abandonne un métier qu'elle a pourtant exercé avec passion. Et sa fille s'enfonce avec elle, elle aussi précipitée dans ce vide relationnel, dans cet abîme. Toutes deux se retrouvent dans ces angoisses qu'elles ont en commun. Bien que la peur soit un état séparant, elle est ici liante.

### La peur paralyse

Bien que beaucoup le prétendent, la peur n'a pas pour fonction de nous protéger du danger. La crainte suffit à remplir ce rôle: en tant que réaction instinctive qui accroît l'attention, elle permet de prendre les mesures défensives adaptées. La peur en revanche est

le symptôme d'une rupture de lien, où « la reconnaissance de l'autre comme différent » est annihilée et se transforme en relation de pouvoir. Cette rupture de lien va de pair avec la perte du sentiment de sécurité.

La peur implique une séparation entre soi et le monde. Elle prolonge l'aliénation du Je qui est déjà à l'oeuvre dans l'assignation des rôles et dans l'identification à ces derniers. Parce qu'ils figent l'être humain, ces rôles lui ôtent la liberté de déployer son propre Je, de grandir, de se développer et de contribuer à façonner le monde.

La peur musèle les forces libidinales, l'énergie vitale, que je nomme par la suite *agressivité au service du Je*, ces forces donc, qui nous permettent de nous défendre, de nous engager pour nous-mêmes, d'être ambitieux, de prendre du plaisir. La peur les retient, si bien qu'elles implosent et peuvent entre autres mener à la dépression, aux troubles alimentaires ou aux attaques de panique. Dans le vide relationnel, ces forces sont brisées: le Je ne peut se développer sur une base instable. Si l'adaptation aux rôles qui nous sont attribués peut masquer ce phénomène ou nous aider à le surmonter, elle n'en contribue pas



© Eve Stockhammer: Engelchen

moins à « stabiliser » le discours de pouvoir existant. Car l'adaptation nécessite de la soumission, et une plus ou moins grande part de renoncement à soi. En contrepartie, elle nous offre une protection contre la perte du lien. Bien que les relations hiérarchiques

soient *per se* violentes, elles permettent de calmer la peur d'être exclu de la communauté et de supporter l'assujettissement, considéré comme un moindre mal.

À l'inverse, avec la relation intersubjective et la reconnaissance de l'autre comme un Non-Je, il devient possible de développer son Je. Comme celui-ci n'a pas de taille prédéfinie et ne peut se former, se réinventer et se situer qu'en rapport à un ou plusieurs autres Je, nous sommes tributaires de la communauté, donc dépendants d'elle. Inversement, l'idée selon laquelle le Je a une taille définie, qu'il s'agit d'atteindre puis de conserver, de protéger et de défendre, n'est en fin de compte applicable qu'avec l'attribution des rôles prédéfinis.

Il manque donc un modèle relationnel, qui promette la sécurité au sein de la communauté, sans qu'il faille pour autant renoncer à l'autonomie et à l'épanouissement du Je. Un modèle qui ne soit pas basé sur le déficit. Au lieu de cela, les ruptures et les vides relationnels sont transmis, qui s'expriment comme chez Nicole Reiser par de l'anxiété et de la panique et chez sa mère par le retrait hors de la communauté et

le renoncement à un épanouissement professionnel. Les coups et autres actes de violences sont des tentatives pour empêcher ces ruptures. En disant cela, je ne justifie pas la violence, mais attire l'attention sur le fait qu'il s'agit d'un problème structurel, un problème relevant des rapports de domination existants. En endossant les rôles qui nous sont attribués, nous conso-



© Eve Stockhammer: Survivant

lidons ce discours de pouvoir et nous contribuons à notre dévalorisation et notre aliénation à tous, de même qu'à l'individualisation du problème. Ce n'est que dans un modèle relationnel basé sur l'intersubjectivité que ces rôles deviennent obsolètes. Il en va en effet des besoins fondamentaux de l'être humain, qui ne souffrent ni report ni renoncement : être porté par la communauté, sans devoir renoncer à son autonomie, à son épanouissement ou à sa croissance. Ici, on n'agit ni avec peur, ni avec culpabilité.

### **Le sentiment de culpabilité comme ciment relationnel**

Une autre possibilité s'offre à nous pour sauvegarder la relation : le sentiment de culpabilité. Presque personne n'y échappe. Barbara Bleisch, philosophe et rédactrice de l'émission « Sternstunde », a publié un livre sur le sujet, « Warum wir unseren Eltern nichts schulden » [Pourquoi nous ne devons rien à nos parents].

Comme mentionné précédemment, les relations où le pouvoir est inégal reposent sur la notion de déficit. Le sentiment de culpabilité y joue un rôle essentiel, celui de liant relationnel, de mastic. Avec ce

sentiment, nous validons la hiérarchie et nous créons un rapport déficitaire ou nous nous adaptons à celui-ci. Que nous soyons « débiteur » ou « créancier » est sans importance – les deux rôles sont inhérents au discours de domination et le renforcent, le stabilisent. Nous faisons continuellement l'expérience de la difficulté que nous avons à sortir de notre culpabilité. Ce sentiment s'observe partout, il fait partie intégrante de presque toutes les relations. Nous pouvons le nier, nous pouvons nous en déclarer dépourvus, nous pouvons travailler à nous en défaire, nous pouvons l'estimer justifié – la tentative de gérer ce sentiment nous détourne du constat que c'est sa *fonction* de créer du lien dans les relations hiérarchiques.

### **De la difficulté d'abandonner la logique du déficit**

Cette problématique est également à l'œuvre dans la relation entre Nicole Reiser et sa mère. L'angoisse de la jeune femme est l'expression d'une rupture du lien. Plus la fille grandit, plus la mère se retire, ce non pas au sens d'un lâcher-prise, où elle autoriserait son enfant à partir, mais au sens d'une rupture. Elle n'est plus disponible pour sa fille, ne s'intéresse plus à elle,

elle l'a pour ainsi dire « lâchée ». La seule chose qui maintient la relation, ce sont les efforts de Nicole qui – poussée par un sentiment de culpabilité – tente de faire plaisir à sa mère, de la décharger, de la faire prendre part au succès qu'elle rencontre lorsqu'elle ne reste pas paralysée dans sa chambre. Cette rupture repose d'une part sur l'absence de modèle relationnel, laquelle survient lorsque les rôles ne « portent » plus, en l'occurrence ici lorsque la mère a été libérée de son devoir; mais elle est d'autre part également l'expression de la jalousie: la perte du sentiment de sécurité – et la mère le sait – abîme, brise *l'agressivité au service du Je*; la fille demeure impuissante, repliée sur elle-même et enfermée dans sa chambre.

La culpabilité de la fille envers sa mère est une proposition de relation. Ce sentiment offre également une protection contre la jalousie maternelle, de même que contre le constat qu'il n'y a pas de concepts relationnels à disposition pour appréhender la séparation qui accompagne la perte d'un rôle. La culpabilité permet de calmer en partie l'angoisse d'une rupture définitive. Le vide relationnel est rempli par la « valeur culpabilité », la relation conservée à l'intérieur d'un modèle



© Eve Stockhammer: Sonnenaufgang

hiérarchique, dans lequel le déficit sert de base relationnelle et devient un moteur de compétition, également entre mère et fille. La mère ne dispose plus de modèle relationnel. Ses enfants n'ayant plus besoin

d'elle, elle se retire. Repliée sur elle-même, elle ne parvient plus à offrir à sa fille un socle relationnel; il lui manque la réponse à la séparation. Elle devient alors une mère à qui l'on est redevable, à qui l'on rend visite par obligation, qui se sent trahie dans son rôle. La fille ne disposant d'aucun modèle relationnel, elle s'efforce, poussée par un sentiment de culpabilité, de combler et de remplir cet espace vide.

La situation charnière que la mère transmet est celle d'une rupture au lieu d'une séparation, d'un détachement sans désengagement relationnel. Est également transmise la rupture dans la relation à soi-même, car le rôle maternel classique – et non pas la fonction ou les responsabilités de mère – comporte déjà une forme de renoncement à soi. Cette perte de lien à soi-même doit alors être expiée, vengée ou récompensée. La fille se retrouve avec cette responsabilité sur les bras, elle qui aura à son tour des enfants, ou est censée en avoir, ainsi que la société l'attend d'elle.

Bien que l'exemple de Nicole présente une symptomatologie très marquée, nous ne pouvons nier que notre peur quotidienne soit le signe d'un refoulement

généralisé par les rôles qui nous sont assignés, dont les rôles de genre, et constitue ainsi une partie de notre modèle en matière de relations et de rôles.

Il est temps d'élaborer un modèle en dehors de la peur, en dehors de la culpabilité, de la hiérarchie, un modèle qui mène l'être humain vers l'intersubjectivité. Tant que la peur sera perçue comme une émotion incontournable et la culpabilité cautionnée en tant que mal nécessaire, les rapports de pouvoir existants continueront d'être renforcés et les rôles cimentés, notamment comme protection contre l'exclusion.

### Publications de l'auteure sur le sujet:

- Psychoanalytikerin trifft Marina Abramovic. Scheidegger&Spiess, juin 2018.
- Angst - vor ihr müssen wir uns fürchten. Stroemfeld, Frankfurt a.M. & Basel, novembre 2018.

## Den Deutungsrahmen unserer Welt erweitern

MARTINA BUNDI • Obwohl das Geschlecht sowohl in der Vergangenheit wie auch heute die Ordnung der Gesellschaft grundlegend strukturiert, wurde Geschlecht oder Gender erst sehr spät zum Gegenstand der Forschung. Erst durch die Frauenbewegung der 60er-Jahre gerieten von Dichotomien geprägte Denkmuster ins Zentrum der Aufmerksamkeit und natürlich erscheinende Unterteilungen in Natur und Kultur, Körper und Geist, Gefühl und Vernunft sowie Frau und Mann wurden hinterfragt.<sup>1</sup> Während im politischen Raum Forderungen nach demokratischen Grundrechten und Selbstbestimmung laut wurden, beschäftigten sich Frauen an den Universitäten mit der ernüchternden Tatsache, dass sie selbst weder Subjekt noch Objekt der Wissenschaft waren.<sup>2</sup> Aus den Nachforschungen zu diesen Diskriminierungs- und Unrechtserfahrungen entstand nach und nach ein Wissenskörper über das alltägliche Leben der Frauen. Geschlechtlich partielle Wissenschaft wurde als solche entlarvt und Objektivität als Wissenschaftsethos neu definiert, Wissenschaftlerinnen haben sich gegenseitig gesucht und gefunden und in eifriger Zusammenarbeit interdisziplinär angelegte Fachzeit-

schriften erstellt.<sup>3</sup> Die Erkenntnis, dass der *male bias* Theoriebildung, Methoden und Begriffe vereinnahmte und somit die gesamte Wissensproduktion einfärbte, führte zu einer kritischen Prüfung wissenschaftlicher Arbeitsweisen. Es entstanden neue Forschungsansätze und Fragestellungen, die nach und nach auch unsere Wahrnehmung beeinflussten.<sup>4</sup>

Gegen Ende der 80er-Jahre bildete sich aus der Erforschung des Subjekts der Frau(en) eine Erforschung der Analysekategorie Geschlecht, in deren Zentrum die relationale Betrachtung des hierarchischen Verhältnisses zwischen Frau und Mann stand. Dieser Entwicklung lag die Erkenntnis zugrunde, dass bestimmte Rollen- und Aufgabenzuteilungen immer in Beziehung zur Rollenverteilung des Gegenübers gesehen werden müssen, um sichtbar zu machen, wo zum Beispiel die Arbeit der Frau unter- oder überbewertet wird. Etwa zur gleichen Zeit bildete sich auch die Notion des Geschlechts als soziale und historische, und nicht rein auf der Existenz biologischer Unterschiede beruhende Kategorie.<sup>5</sup> Die gesellschaftliche Organisation des Geschlechterverhältnisses sowie das dazugehörige Moment bestimmter

Weiblichkeits- und Männlichkeitsvorstellungen prägen Überlegungen, die die grossen sozialen Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern zu erklären suchten.<sup>6</sup> Ausschlaggebend sind hierbei die Bedeutung, die der Differenz beigemessen wird, und das Ordnungssystem, welches sich dadurch aufrechterhält. Diese fiktionalen Einheiten aufzubrechen ist die Aufgabe der Geschlechterforschung und erlaubt uns, gesellschaftliche Phänomene und Probleme als strukturell zu erkennen und nicht als individuelle Defizite abzutun. Eine Sicht, die es einer Gesellschaft ermöglicht, die Ursache von Missständen zu bekämpfen, und die somit die Zukunft der Gesellschaft als Ganzes zu beeinflussen versucht.

Der Aufbau und Erhalt ebendieser Genderkompetenz ist die Aufgabe der Universitäten, um genauer zu sein: der Gender-Studies-Departemente. Vor allem für die Gleichstellungsarbeit sind Erkenntnisse aus der Geschlechterforschung zentral, ist die Geschlechterforschung doch ihre Referenzwissenschaft.<sup>7</sup> Der Transfer von Wissenschaft in die Praxis ist jedoch nur dann wertvoll, wenn sich dadurch Rahmenbedingungen verändern lassen. Fehlt der Praxis der Bezug zur

Theorie, droht sie sich in Einzelfallbeschreibungen zu verlieren.<sup>8</sup>

Die Relevanz des Verständnisses für das Wirken der Genderdimension auf die Praxis lässt sich in der Schweiz anhand des Beispiels der sexualisierten Gewalt als politisches Handlungsfeld illustrieren.

Gewalt gegen Frauen, auch sexualisierte Gewalt oder häusliche Gewalt genannt, wurde erstmals von zivilgesellschaftlichen Frauenbewegungen in den späten 70er-Jahren als Problemfeld identifiziert. Gemeinsam mit NGOs gründeten sie Frauenhäuser und andere Anlaufstellen, die auf dem Prinzip der Hilfe zur Selbsthilfe basieren. Das feministisch geprägte Umfeld aktiver Frauen sah die Ursache des Problems in der Ungleichheit der Geschlechter verwurzelt und diskutierte Gewalt gegen Frauen als Resultat des hierarchischen Machtverhältnisses zwischen den Geschlechtern.<sup>9</sup> Die gesetzliche Verankerung sexualisierter Gewalt als Straftat und die behördliche Institutionalisierung der Dienstleistungen für die Opfer im Laufe der 90er-Jahre führten dazu, dass sich das Verständnis des Problems zunehmend vom Kontext ungleicher Geschlechterbeziehungen löste. Die

Martina Bundi studierte Gender and Women Studies an der Amerikanischen Universität in Kairo und engagiert sich seit ihrer Rückkehr nach Zürich in verschiedenen Organisationen für LGBT- und Frauenrechte.

zunehmende Bearbeitung des Themas durch die Behörden anstelle von Frauenbewegungen und NGOs hat zu einer Veränderung des Problemverständnisses geführt und den genderspezifischen Blick auf die Problemursache (Ungleichheit der Geschlechter) in den Hintergrund gerückt. Die Häufigkeit von Straftaten sexualisierter Gewalt, deren Opfer immer noch zu mehr als 90% Frauen sind, hat sich seit den 90er-Jahren nicht verringert.<sup>10</sup> Trotz der vielen Hilfsangebote, die Opfern sexualisierter Gewalt zur Verfügung stehen, konnte das Problem bis heute nicht gelöst werden. Die existierenden Massnahmen, die von der Polizei, den Gesundheitsinstitutionen, den Behörden und der Justiz getroffen werden, scheinen dem Problem vor allem auf individueller Einzelfallebene zu begegnen, während die zugrundeliegende strukturelle Ungleichheit der Geschlechter auf Nebenschauplätze abgedrängt wird. Studien und Auswertungen zeigen, dass Interventionen und Unterstützungsangebote jeweils stark von der Definition des Problems abhängen.<sup>11</sup> Wird also die Ursache häuslicher Gewalt vornehmlich als Fehlverhalten einzelner Individuen betrachtet und nicht als gesellschaftliche Auswirkung eines Macht-

gefälles zwischen Männern und Frauen, so wird auf der Prioritätenliste zuständiger Behörden und Institutionen wahrscheinlich eher die Bereitstellung akuter Unterstützungsleistungen im Vordergrund stehen als die Aufklärung der gesamten Bevölkerung zum Thema.

Um dem Problem der sexualisierten Gewalt wirklich Frau werden zu können, braucht es Studien, die sich mit der nachhaltigen Lösung des Problems auseinandersetzen, wobei die Erfahrungen der Opfer zentral sind. Sowohl das Bild des Mannes als unverbesserlicher Aggressor wie auch das Bild der Frau, die es einzig und allein zu schützen gelte, werden der Komplexität sexualisierter Gewalt nicht gerecht. Das Verständnis sexualisierter Gewalt muss tiefer gehen und Hilfsangebote müssen die Gleichstellung der Geschlechter thematisieren.<sup>12</sup> Vor allem im Hinblick auf die Ratifizierung der Istanbul-Konvention durch die Schweiz wäre es vonnöten, bestehende Interventionen im Bereich häusliche Gewalt einer Wirksamkeitsprüfung zu unterziehen und sie auf ihre Genderdimension hin zu analysieren. Dies mit dem Ziel, nicht nur einzelnen Opfern zu helfen, sondern dem

Problem auf struktureller Ebene zu begegnen und die Opferzahlen nachhaltig reduzieren zu können.

Dass die Genderdimension das Verständnis eines Problems verändern kann, scheint auf der Hand zu liegen. Nun stellt sich aber die Frage, auf welchen Wegen diese Genderdimension und Genderkompetenz in die politische Gleichstellungsarbeit fliessen soll? Studien zeigen, dass Akteur\*innen in der Gleichstellungspolitik und -arbeit, die noch nie in Kontakt mit der Geschlechterforschung gekommen sind, deren Erkenntnisse als uninteressant und nicht anwendbar empfinden können.<sup>13</sup> Der niedrige Professionalisierungsgrad der Gleichstellungsarbeit(er\*innen) ist denn auch der Ort, an dem angesetzt werden muss, um die Expertise dieser Berufsgruppe untermauern zu können.<sup>14</sup> Die Einsichten, die aus der Betrachtung eines Phänomens unter Anwendung von Gender als Analysekategorie gewonnen werden können, sind gesellschaftlich relevanter denn je. Nicht nur, weil wir gewisse Themen seit Jahrzehnten auf der politischen Agenda haben, sondern auch, weil die Genderdimension politisch zunehmend unter Druck gerät. Das Spektrum an Persönlichkeiten, die «an den grossen

- 1 Eifert, Christiane: Entwicklung der Geschlechterforschung. In: H-Soz-Kult. [www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-333](http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-333), S.3 (06.06.2003)
- 2 Eifert, 2003: S. 1
- 3 Maihofer, Andrea: Gender Studies. Von der Frauen- zur Geschlechterforschung. In: Zeitschrift für Schweizer Archäologie und Kunstgeschichte, Band 59, 2002, S. 83-84
- 4 Eifert, 2003, S. 1
- 5 Maihofer, 2002, S. 84
- 6 Maihofer, 2002, S. 85
- 7 Vollmer, Lina: Zwischen Gleichstellungsarbeit und Geschlechterforschung. Zur Bedeutung von ExpertInnenwissen und der Rolle von Netzwerken. In: Schmidt, Uta; Kortendiek, Beate (Hg.): Netzwerke im Schnittfeld von Organisation, Wissen und Geschlecht. Essen, 2016, S. 117
- 8 Vollmer, 2016, S. 11
- 9 Gloor, Daniela / Meier, Hanna: Violence against women – an indicator of gender equality?! In: Liebig, Brigitte; Gottschall, Karin; Sauer, Birgit (Hg.): Gender Equality in Context: Policies and Practices in Switzerland. Opladen, 2016, S. 63
- 10 Gloor / Meier, 2016, S. 64
- 11 Gloor / Meier, 2016: S. 68
- 12 Gloor / Meier, 2016: S. 80
- 13 Vollmer, 2016, S. 121
- 14 Vollmer, 2016, S. 117

Tischen sitzen», muss breiter werden, damit der kognitive Deutungsrahmen, durch den wir die Welt wahrnehmen, sich verändern kann.

## Feministische Perspektiven auf Arbeit

CÉLINE ANGEHRN, SIMONA ISLER • Historikerinnen erinnern berufsmässig: Sie begegnen der Überfülle der Spuren der Vergangenheit an ihren Schreibtischen, in Archiven oder im Gespräch mit Zeitzeuginnen. Was sie mit diesem Material tun, wie sie sortieren, welche Fragen sie stellen – das alles kann jedoch unterschiedlich ausfallen. Woran Historikerinnen erinnern, erklärt sich insofern nicht von selbst. Vielmehr treffen sie Entscheidungen, die mit ihrer Verortung in einer sich stetig verändernden Gegenwart zu tun haben. Wenn Historikerinnen also die Geschichte der Arbeit von Frauen untersuchen, dann tun sie dies auch, weil sich ihnen in ihrer Gegenwart spezifische Problemlagen präsentieren.

### Eingeschränkte Bildungschancen und an den Herd verwiesen: Zumutungen der 1970er-Jahre

Pionierinnen der feministischen Geschichtsschreibung der 1970er-Jahre, die zugleich Aktivistinnen der Zweiten Frauenbewegung waren, identifizierten den Zugang zu Bildung und Erwerbsarbeit von Frauen als zentrales Thema der feministischen Bewegung wie auch der Geschichtsschreibung. Sie waren konfrontiert

mit einer Gegenwart, die ihnen rigorose Vorschriften machte und Grenzen setzte: Das Eheverbot verbot Frauen den freien Zugang zur Erwerbsarbeit, um nur ein Beispiel zu nennen. Diese Frauen hatten zu kämpfen mit Vorurteilen, wonach sie für bestimmte Bildungsgänge und berufliche Laufbahnen nicht geeignet seien und stattdessen Mütter werden und im Haushalt tätig sein sollten.

Die Feministin Barbara Gurtner hat es so formuliert: Als sie 1968 an einer Frauenstimmrechtsdemo teilnahm und am nächsten Tag in der Zeitung zu sehen war, meinte ihre Mutter: «Ach, du dumme Babe. Du würdest gescheit dem Bruno einen Zwetschkuchen backen.»<sup>1</sup> Ein wichtiges Ziel dieser Generation von Feministinnen war folglich die Befreiung von Zuschreibungen und gesetzlichen Zwängen, die den Platz der Frauen in der Welt im Vorhinein ohne Rücksichtnahme auf individuelle Wünsche, Bedürfnisse und Fähigkeiten definierten. Und das Interesse feministischer Historikerinnen dieser Zeit richtete sich deswegen nachvollziehbarerweise auf Politiken, die eine bessere Bildung und qualifizierte Erwerbsarbeit für Frauen forderten; auf Politiken, die aus der

Perspektive der Frauen, die nach 1970 ihre Kämpfe forchten, das Prädikat fortschrittlich verdienten und als Vorbild dienen konnten. Die Haus- und Erziehungsarbeit erschien demgegenüber in ambivalentem Licht: Für die einen war diese Arbeit, wovon Frauen – endlich – befreit werden sollten, andere wollten die Hausarbeit sichtbar machen, indem sie ihre Entlohnung forderten.

### Wie ist eigentlich die Gegenwart?

Fünfzig Jahre sind vergangen seit 1968: Viel ist seit her geschehen, und die Frauenbewegung darf sich einige Erfolge auf die Fahne schreiben. Im 1988 revidierten Eheverbot wurden die Frauen den Männern gleichgestellt. Seit 1981 steht der Gleichstellungsartikel in der Bundesverfassung, und seit 1996 gilt das Gleichstellungsgesetz, das die Lohngleichheit garantieren soll. 2004 wurde die jahrzehntelang erkämpfte Mutterschaftsversicherung eingeführt. Frauen haben heute oft einen besseren Bildungsstand als Männer, Frauen sitzen im Bundesrat und können Professorinnen werden. Die Schweiz hat zudem eine der höchsten Frauenerwerbsquoten Europas.

Céline Angehrn ist Historikerin aus Basel. Sie forscht und lehrt zur Geschichte der Arbeit und des Feminismus. Sie sorgt für ihr einjähriges Kind. Ihre Dissertation zur Berufsberatung als feministisches Projekt des 20. Jahrhunderts erscheint 2019 bei Schwabe Basel.

Simona Isler ist Historikerin, Mutter, Gleichstellungsbeauftragte und Hausfrau. Sie interessiert sich für feministische Perspektiven auf Arbeit und engagiert sich bei WIDE Switzerland sowie für den Frauenstreik 2019. Ihre Dissertation erscheint 2019 bei Schwabe und handelt von unterschiedlichen Politiken der Arbeit in der Frauenbewegung um 1900.

Und doch: Auch im 21. Jahrhundert schien uns irgendetwas nicht aufzugehen, was das Thema Arbeit betrifft. Zwar sind wir und viele unserer Freundinnen in der Überzeugung aufgewachsen, dass es nicht verpönt, sondern schick sei, wenn Frauen Karriere machen. Wir waren von Lehrpersonen, Eltern und Berufsberatern dazu ermuntert worden, uns beruflich Grosses zuzutrauen. Kinder zu haben, würde dem nicht im Wege stehen und sei freiwillig, so lernten wir. Später realisierten wir schrittweise, dass es eine Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit gibt: Frauen sind nach wie vor zu einem grossen Teil in anderen Berufssektoren tätig als Männer. Lohnunterschiede

<sup>1</sup> [www.srf.ch/kultur/gesellschaft-religion/die-schweiz-1968-als-der-zwetschkuchen-dem-megafon-wich](http://www.srf.ch/kultur/gesellschaft-religion/die-schweiz-1968-als-der-zwetschkuchen-dem-megafon-wich) (3.11.2018)

und geschlechtsspezifische Altersarmut sind immens. Selbst wenn Frauen ehrgeizig und überaus fleissig sind, das Gros kommt nicht «oben» an. Und Frauen leisten den Grossteil der unbezahlten Hausarbeit, ob sie erwerbstätig sind oder nicht. Die Gegenwartslage, Errungenschaften für Frauen auf der einen und massive geschlechtsspezifische Benachteiligungen auf der anderen Seite, schien uns ziemlich kompliziert, geradezu undurchsichtig. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte bot uns vor diesem Hintergrund die Chance, die Gegenwart im Licht vergangener Verhältnisse und Perspektiven besser zu verstehen.

### **Frauenberufe: Ein feministisches Konzept?**

Auf der Suche nach früheren Formen und Bedingungen der Arbeit von Frauen tauchten wir ein in die lange Geschichte der Berufsberatung für Mädchen und Frauen. Bereits im frühen 20. Jahrhundert boten unzählige Frauenorganisationen sowie erste staatliche Stellen Beratung für junge Frauen an. Besonders in den Städten war es bald für viele Frauen selbstverständlich, einmal bei der Berufsberaterin vorzusprechen.

Es waren Frauenorganisationen und Feministinnen, durch das gesamte 20. Jahrhundert, die solche Berufsberatung für Mädchen forderten und betrieben. Aber wie wir bald feststellten, hatten diese Feministinnen andere Ziele, als wir sie heute kennen. Deutlich zeigte sich das zum Beispiel am Begriff und dem Konzept der «Frauenberufe». Die Berufsberaterinnen sprachen von «Frauenberufen», um Forderungen zu artikulieren: Forderungen nach guten und geregelten Ausbildungsmöglichkeiten, nach berufsständischer Organisation, nach angemessenen Löhnen, nach Anerkennung und Partizipation. Von Frauenberufen zu sprechen, war insofern ein definitorischer wie auch ein emanzipativer Akt: Es ging darum, festzuhalten, wie die Frauenberufe verfasst und organisiert sein sollten, und es ging auch darum, mitzubestimmen, welche Tätigkeiten als Berufe qualifizierten. Die Berufsberaterinnen forderten gute Ausbildungs- und Arbeitsbedingungen: Ausbildungsstätten und berufsständische Organisationen für Schneiderinnen, Sozialarbeiterinnen oder Sekretärinnen, um nur eine Auswahl der von ihnen bearbeiteten Frauenberufe zu nennen. Darüber hinaus waren Feministinnen der

1920er-Jahre nicht mit einer Abwertung der Tätigkeit von Ehefrauen im Haushalt einverstanden. Sie reklamierten die «Anerkennung der Hausfrauentätigkeit als Beruf» und formulierten damit sowohl Anspruch auf Anerkennung in einem abstrakten Sinn wie auch auf handfeste Veränderungen im Bildungsbereich, namentlich staatlich subventionierte hauswirtschaftliche Ausbildungsstätten.

Heute verwenden wir den Begriff «Frauenberufe» in komplett anderer Weise: Über Frauenberufe sprechen wir höchstens noch in Anführungszeichen, wenn wir die sozialstatistischen Tatsachen des geschlechtersegregierten Arbeitsmarkts benennen müssen. Etwa im Pflege- oder Kleinkinderbereich sind nach wie vor zu einem überwiegenden Teil Frauen beschäftigt, wie die Zahlen eindeutig zeigen, aber als Frauenberufe würden wir diese nicht mehr bezeichnen wollen. Die Anführungszeichen setzen wir, um uns von einem scheinbaren Naturgesetz zu distanzieren: Selbstverständlich könnten Männer genauso gut sorgen, putzen, ja: dienstleisten wie Frauen. Als Historikerinnen im ständigen Austausch zwischen Gegenwart und Vergangenheit, drängten sich uns in

dieser Situation verschiedene Fragen auf: Wie kam es erstens zu dieser feministischen Diskursverschiebung? Und zweitens, mindestens genauso wichtig: Gibt es eine Möglichkeit, die uns derart unvertrauten Positionen der Vergangenheit zu nutzen – für feministische Politiken der Gegenwart? Was würde es zum Beispiel bedeuten, in einer erneuerten Weise die Frauenberufe zu politisieren? Läge darin vielleicht eine Möglichkeit, die *systematische Abwertung*, Unterbezahlung und Prekarisierung von Berufen zu problematisieren, in denen Frauen tätig sind? Liesse sich damit das Problem der horizontalen Berufssegregation entlang der Geschlechterdifferenz auch als ein Problem ungleicher Berufsbedingungen anstatt primär als Problem geschlechtsspezifischer Berufswünsche beschreiben? Dies schien uns besonders darum dringlich, weil die Zukunftsprognosen, was die Berufe eines weitgefassten Care-Bereichs angeht, für die sich Frauen häufig entscheiden, unbestritten sind: Die Care-Arbeit, bezahlt und unbezahlt, wird nicht verschwinden, denn sie lässt sich weder abschaffen, noch automatisieren, noch auslagern. Sie wird vielmehr weiter anwachsen, und aller Voraussicht

nach werden auch und gerade weiterhin Frauen ihr nachgehen. Wäre es darum nicht aus einer dezidiert feministischen Perspektive wichtig, (wieder) für *gute* Pflege-, Kleinkinder- und Putzberufe einzustehen?

## **Viel Hausarbeit: Wer macht sie unter welchen Bedingungen?**

Für Berufsberaterinnen und andere Feministinnen des frühen 20. Jahrhunderts war es also unproblematisch, den jungen Frauen Berufe im Dienstleistungsbereich zu empfehlen. Selbstverständlich und offensichtlich war ihnen deren zentrale gesellschaftliche Bedeutung. Die Idee, Mädchen fernzuhalten von Sorgearbeit, wäre Feministinnen des frühen 20. Jahrhunderts auch deswegen absurd erschienen, weil jemand diese vielen Arbeitsstunden ja leisten musste. Das zeigt sich zum Beispiel in der Dienstbotinnenfrage, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts von sämtlichen Frauenorganisationen intensiv debattiert wurde. Für sie war klar, dass die zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch weit verbreiteten Dienstverhältnisse in einer modernen, demokratischen Welt nichts verloren hatten, denn der Dienst als Arbeits- und Beziehungs-

verhältnis war kaum arbeitsrechtlich geregelt und geprägt von einem hierarchischen Verhältnis zwischen Herrschaften und Dienstbotinnen. Was aber war die Alternative? Eine schwierige Frage, denn wer, wenn nicht die Dienstbotinnen, sollte die viele in Haushalten anfallende Arbeit erledigen? Betti Farbstein-Ostersetzer, praktizierende Ärztin und Sozialdemokratin, setzte sich in ihrer 1910 publizierte Schrift «Die Ziele der Frauenbewegung» intensiv mit dieser Frage auseinander. Sie kam zum Schluss, dass ohne Dienstbotinnen nur zwei Lösungen möglich waren: Entweder der Staat bezahlte die Frauen für die Sorgearbeit, die in den Haushalten anfiel, und befreite sie somit vom Zwang, ausser Haus Geld verdienen zu müssen. Oder aber die Gesellschaft sorgte dafür, dass Hausarbeit genossenschaftlich organisiert und nicht mehr den einzelnen Haushalten aufgebürdet würde. Für Betti Farbstein-Ostersetzer war also klar: Es brauchte gesellschaftliche Lösungen für die grosse Menge der zu erledigenden Hausarbeit, die nicht auf Kosten von Frauen gingen – weder auf Kosten schlecht bezahlter und oft ausgenützter Dienstbotinnen, noch auf Kosten unbezahlt und deswegen doppelt arbeitender

Haushaltsvorsteherinnen. Sorgearbeit musste in einer Art und Weise organisiert werden, dass alle Frauen von ihrer Arbeit leben konnten und keine Frau doppelte Schichten leisten musste.

Gegenwärtige Debatten zur Vereinbarkeit leisten genau das nicht: Sie nehmen die Menge der Sorgearbeitsstunden, die heute in der Schweiz unbezahlt und bezahlt geleistet werden, nicht ernst. Und sie wissen nicht um deren zentrale, gesellschaftliche Bedeutung. Auch scheinen wir heute blind geworden zu sein für das, worüber Feministinnen des frühen 20. Jahrhunderts so intensiv debattierten: Dass eine Umorganisation der Hausarbeit nur dann wünschenswert sein kann, wenn sie nicht schlechte Arbeitsbedingungen für *andere* Frauen bedingt. Ein Grossteil der unbezahlt Hausarbeit ist nämlich, so müssen wir eingestehen, nicht an Männer übergegangen, sondern an andere Frauen, die heute in unterbezahlten Dienstleistungsberufen als Kinderbetreuerinnen, Putzfrauen oder Pflegefachfrauen vormalig unbezahlte Hausarbeit verrichten. Hausarbeit wurde so von Frauen zu Frauen umverteilt. Die Bedingungen blieben schlecht. Demgegenüber hatten feministische Überlegungen

bezüglich Dienstbotinnen sämtliche von Frauen verrichtete Sorgearbeit zum Gegenstand. Ein solch ganzheitlicher Blick auf die Leistungen von Frauen ist es, was auch heutigen Feminismen der Arbeit gut bekäme.

## **Viel Arbeit, wenig Geld und Umverteilung unter Frauen: Zumutungen des 21. Jahrhunderts entschlüsseln**

Dass Frauen heute systematisch in die Erwerbsarbeit einbezogen werden, auch Mütter mit kleinen Kindern, hat ihre Situation nicht in jeder Hinsicht verbessert. Die Zahlen sprechen eine klare Sprache. Frauen bleiben abhängig, weil ihre Löhne nur dann ausreichen, wenn sie für niemanden sorgen müssen. Alle anderen sind auf Unterstützung angewiesen – vom Staat, vom Ehemann, von Lebenspartnerinnen und -partnern. Frauen, die Mütter werden, stehen nach nur 14 Wochen vor der Frage, wie sie «Beruf und Familie vereinbaren» sollen – und das heisst: vor einer nahezu unlösbaren Aufgabe. Auch hier zeigen die Zahlen eindeutig, was geschieht: Für die meisten Frauen ist eine Reduktion des Erwerbsspensums der einzige gangbare Weg, womit sie in der sogenannten Teilzeitfalle

landen. Sie haben zwar sehr viel bezahlte und unbezahlte Arbeit zu verrichten und Vereinbarkeitsstress zu bewältigen, aber wenig Lohn und miese Rentenaussichten. Und wenn es doch irgendwann zum Aufstieg kommt, dann auf Kosten anderer Frauen, die für weniger Lohn ihre Kinder betreuen und ihre Wohnungen putzen.

Kitas, Putzhilfen, Teilzeitarbeit und «neue Väter» sind wichtig: Sie machen das Leben vieler Frauen leichter. Aber sie reichen nicht aus. Und noch schlimmer: Die Propagierung dieser «Vereinbarkeitslösungen» birgt blinde Flecken. Wenn heute die Frage, wie Frauen ihre Aufgaben zuhause und ausserhaus «unter einen Hut bekommen sollen», primär auf der Ebene von individuellem Zeitmanagement und der richtigen Partnerwahl (nämlich eines «modernen» Mannes und aktiven Vaters) abgehandelt wird, bleibt vor allem eines unterschätzt, tabuisiert und privatisiert: die ungeheuerlich grosse Menge der notwendigen Sorgearbeit. Dabei ist die Frage der Organisation und der Verteilung von Care-Arbeit in ihrer bezahlten wie unbezahlten Form weiter ungelöst. Die Kontrastierung heutiger Diskurse mit vergangenen und vergessenen

feministischen Konzepten liess uns die Ausgangslage der Gegenwart klarer erfassen. Ein derartiges «Erinnern», als Dialog zwischen Vergangenheit und Jetztzeit, macht das Heute in seiner Spezifität sichtbar. Und eine solche Sicht auf die Gegenwart kann ihrerseits feministische Politiken für die Zukunft befruchten.

#### Ankündigung:

- Angehrn, Céline: Arbeit am Beruf. Feminismus und Berufsberatung im 20. Jahrhundert. Schwabe-Verlag, erscheint 2019.
- Isler, Simona: Politiken der Arbeit. Perspektiven der Frauenbewegung um 1900. Schwabe-Verlag, erscheint 2019.

## Perspectives féministes sur le travail

SIMONA ISLER, CÉLINE ANGEHRN, TRADUCTION: ALEXANDRA CINTER • Les historiennes sont des professionnelles de la mémoire. Elles sont en contact avec les nombreuses traces du passé, que ce soit à leur table de travail, lorsqu'elles consultent les archives ou lorsqu'elles discutent avec des témoins de l'époque. Ce qu'elles font de ce matériau, le tri qu'elles opèrent, les questions qu'elles posent, tout ceci peut cependant varier. Ce que les historiennes rappellent à notre souvenir ne va dès lors pas de soi. Au contraire, elles prennent des décisions, lesquelles dépendent de leur ancrage dans un présent en constante évolution. Ainsi, lorsqu'elles choisissent d'étudier l'histoire du travail des femmes, elles le font également en fonction des problématiques propres à leur époque.

### Formations limitées pour les femmes, cantonnées aux fourneaux: les contraintes des années 70

Les pionnières de l'historiographie féministe des années 70, qui étaient en même temps des militantes de la deuxième vague, ont fait de l'accès à la formation et au travail rémunéré des femmes un sujet central

du mouvement féministe et de l'historiographie. Elles étaient confrontées à une réalité qui leur imposait des normes rigoureuses et des limites strictes: pour ne citer qu'un exemple, le droit matrimonial interdisait aux femmes le libre accès au travail rémunéré. Les femmes de l'époque devaient lutter contre le préjugé selon lequel certaines formations et voies professionnelles ne leur convenaient pas et qu'elles devaient plutôt devenir mères et s'occuper de la maison.

La féministe Barbara Gurtner le raconte ainsi: en 1968, alors qu'elle avait pris part à une manifestation pour le droit des femmes, sa mère qui le lendemain l'avait vue dans le journal lui avait dit: «Ach, petite pimbêche. Tu ferais mieux de faire un gâteau aux pruneaux pour le Bruno.»<sup>1</sup> L'important pour cette génération de féministes était par conséquent de se libérer de ces préjugés ainsi que du carcan des lois, lesquelles définissaient par avance et sans prise en compte

<sup>1</sup> [www.srf.ch/kultur/gesellschaft-religion/die-schweiz-1968-als-der-zwetschgenkuchen-dem-megafon-wich](http://www.srf.ch/kultur/gesellschaft-religion/die-schweiz-1968-als-der-zwetschgenkuchen-dem-megafon-wich) (3.11.2018)

Céline Angehrn est une historienne bâloise. Ses recherches et son enseignement portent sur l'histoire du travail et du féminisme. Elle est aussi mère d'un enfant de un an. Sa thèse sur le conseil en orientation comme projet féministe du 20<sup>ème</sup> siècle paraîtra en 2019 aux éditions Schwabe à Bâle.

Simona Isler est historienne, mère, déléguée à l'égalité et femme au foyer. Elle s'intéresse aux perspectives féministes sur le travail et s'engage pour le réseau WIDE Switzerland ainsi que pour la grève des femmes de 2019. Sa thèse paraîtra l'année prochaine aux éditions Schwabe et traite des différentes politiques du travail dans le mouvement féministe autour de 1900.

des désirs, des capacités et des besoins individuels la place des femmes dans le monde. On comprend dès lors que l'intérêt des historiennes féministes de cette époque se soit tourné vers les politiques qui encourageaient une meilleure formation et une activité professionnelle plus qualifiée des femmes. En somme vers des politiques qui, selon le point de vue des femmes ayant mené le combat après 1970, méritaient le nom de progressistes et pouvaient servir de modèle. Par opposition, les travaux domestiques et l'éducation des enfants était perçus de façon ambivalente: pour certaines, c'était un travail dont les femmes devaient enfin être libérées, pour les autres, il devait être rendu visible et faire l'objet d'une rémunération.

### Qu'en est-il aujourd'hui?

50 ans ont passé depuis 1968: beaucoup de choses se sont produites depuis et le mouvement des femmes peut se targuer d'avoir plusieurs succès à son actif. Le droit matrimonial de 1988 considère les hommes et les femmes comme égaux. En 1981, l'article sur l'égalité a été introduit dans la Constitution et la loi sur l'égalité, en vigueur depuis 1996, est

censée garantir l'égalité salariale. En 2004 a été introduite l'assurance maternité, pour laquelle il a fallu lutter pendant des décennies. Aujourd'hui, les femmes ont souvent un meilleur niveau de formation que les hommes, elles siègent au Conseil fédéral et peuvent devenir professeures. Le taux d'activité professionnelle des femmes en Suisse est en outre l'un des plus hauts d'Europe.

Et pourtant, sur cette question du travail, quelque chose semble aujourd'hui encore nous échapper. Certes, nombre d'entre nous ont grandi dans la conviction qu'il n'est pas mal vu, mais plutôt chic pour une femme de faire carrière. Nous avons été encouragées par nos professeures, nos parents ainsi que les conseillers et conseillères en orientation à avoir de hautes ambitions professionnelles. On nous a transmis l'idée qu'avoir des enfants ne devait être ni un frein ni une obligation. Plus tard, nous avons cependant peu à peu mesuré l'écart qui subsistait entre l'idéal et la réalité: les femmes continuent en grande partie de travailler dans d'autres secteurs professionnels que les hommes. Les différences salariales et la pauvreté chez les femmes à l'âge de la retraite sont considérables.

Même quand les femmes sont ambitieuses et particulièrement assidues, la majorité d'entre elles ne parvient pas au sommet. Et elles effectuent la plus grande partie du travail domestique non rémunéré, qu'elles soient professionnellement actives ou non. La situation actuelle, où cohabitent les progrès obtenus par les femmes d'un côté et la persistance de discriminations massives liées au genre de l'autre, nous apparaît comme passablement compliquée, voire opaque. Dans ce contexte, nous intéresser à l'histoire nous a permis de mieux comprendre le présent, à partir des conditions et des perspectives du passé.

### Métiers de femmes: un concept féministe?

Dans notre recherche sur les formes et les conditions antérieures du travail féminin, nous nous sommes plongées dans la longue histoire du conseil en orientation destiné aux femmes et aux jeunes filles. Déjà au début du 20<sup>ème</sup> siècle, de nombreuses organisations de femmes de même que les premiers organismes étatiques proposaient aux femmes des consultations. En particulier dans les villes, il devint bientôt naturel pour de nombreuses femmes d'aller voir une fois dans

leur vie une conseillère en orientation. Durant tout le siècle, ce sont les organisations de femmes et les féministes qui encouragèrent et assurèrent ces conseils aux jeunes filles. Cependant, comme nous l'avons rapidement constaté, ces féministes avaient d'autres objectifs que ceux que nous avons aujourd'hui. Ceci nous est clairement apparu notamment dans la présence du terme « profession féminine ». Les conseillères recouraient à ce concept pour articuler leurs revendications, celles de bénéficier de formations de qualité et réglementées, d'organisations professionnelles, de salaires adaptés, de reconnaissance et de possibilités de participation. Dans ce contexte, parler de professions féminines était un acte définitoire et émancipatoire. Il s'agissait de définir comment les métiers de femmes devaient se constituer et s'organiser, de même que de contribuer à décider quelles activités relevaient du domaine professionnel. Les conseillères réclamaient de bonnes conditions de formation et de travail notamment, et, pour ne citer que quelques-uns des métiers qu'elles soutenaient, des instituts de formation et des organisations professionnelles pour les couturières, les travailleuses

sociales ou les secrétaires. En outre, les féministes des années 20 luttèrent contre la dévalorisation de l'activité de femme au foyer. Elles exigeaient que « l'activité de femme au foyer soit reconnue comme une profession » et, à ce titre, demandaient aussi bien une reconnaissance abstraite que des changements tangibles dans le domaine de la formation, en particulier des formations étatiques et subventionnées en économie domestique.

Aujourd'hui, nous employons le terme de profession féminine dans un tout autre sens : nous l'employons le plus souvent avec des guillemets, pour désigner des faits statistiques sociaux relatifs à un marché du travail ségrégué selon le genre. Dans le domaine des soins ou de la petite enfance par exemple, les femmes continuent d'être surreprésentées, comme nous le montrent clairement les chiffres. Nous ne définissons cependant plus les professions relatives à ces domaines comme « féminines ». Nous recourons aux guillemets pour nous distancier de ce qui pourrait sembler une loi naturelle : les hommes sont bien entendu tout aussi aptes à s'occuper d'autrui, à faire le ménage, en un mot à servir que les femmes.

Dans ce contexte et du fait de notre démarche d'historiennes en constant aller-retour entre le passé et le présent, différentes questions se sont imposées à nous : tout d'abord, comment a-t-on abouti à ce déplacement du débat féministe ? Et deuxièmement, ce qui est au moins aussi important : est-il possible de mettre à profit ces points de vue anciens et qui nous sont aujourd'hui si peu familiers pour élaborer les politiques féministes actuelles ? Par exemple, qu'est-ce que cela impliquerait de politiser d'une nouvelle manière les métiers de femmes ? Y aurait-il là un moyen de problématiser la dévalorisation, la sous-rémunération et la *précarisation systématiques* des professions où les femmes sont actives ? Pourrait-on ainsi envisager que le problème de la discrimination professionnelle horizontale est aussi le fait de conditions de travail inéquitables et non uniquement le fait de préférences professionnelles genrées ? Ceci nous a semblé d'autant plus urgent que les perspectives d'avenir sont unanimes en ce qui concerne les professions du domaine du care au sens large, domaine pour lequel les femmes optent souvent : ces activités, rémunérées et non rémunérées, ne vont pas dispa-

raître, car on ne peut ni les supprimer ni les automatiser, ni les externaliser. Elles vont plutôt se développer et l'ensemble des pronostiques indiquent que ce seront toujours les femmes qui continueront de les effectuer. Pour ces raisons, ne serait-il pas important, dans une perspective féministe résolue, de s'engager (à nouveau) pour des métiers de *qualité* dans les domaines des soins, de la petite enfance et des tâches ménagères ?

#### **Les nombreuses tâches domestiques : qui les effectue et dans quelles conditions ?**

Les conseillères en orientation et les autres féministes du début du 20<sup>ème</sup> siècle ne voyaient aucun problème dans le fait de recommander aux jeunes filles des métiers des services. À l'évidence, ceux-ci avaient à leurs yeux une importance centrale pour la société. Écarter les jeunes filles des tâches ménagères et éducationnelles aurait paru absurde aux féministes du début du siècle, ne serait-ce que parce qu'il fallait bien que quelqu'un se charge des nombreuses heures de travail que cela représentait. On le remarque notamment dans la question des

femmes domestiques, qui a été largement débattue par l'ensemble des organisations de femmes de l'époque. Pour elles, il était évident que la domesticité, alors encore largement répandue, n'avait pas sa place dans un monde moderne et démocratique, car les rapports de travail et les relations y étaient à peine réglementés par le droit du travail et marqués par la hiérarchie qui subsistait entre maître et servante. Mais quelles étaient les alternatives ? Une question épineuse, car qui devait effectuer les nombreuses tâches relatives à l'entretien d'un foyer si ce n'était ces domestiques ? Betti Farbstein-Ostersehter, une médecin social-démocrate s'est penchée sur la question, dans son ouvrage publié en 1910, « Die Ziele der Frauenbewegung » [Les objectifs des mouvements féministes]. Elle en vint à la conclusion que sans ces employées, il ne restait que deux solutions : soit l'Etat rémunérerait les femmes pour les tâches ménagères et éducationnelles, les libérant ainsi de la contrainte de devoir gagner leur vie en dehors du foyer ; soit la société faisait en sorte que ce travail soit mutualisé et ne soit donc plus à la charge individuelle des foyers. Pour Betti Farbstein-Ostersehter, il était donc clair

qu'il incombait à la société de trouver des solutions pour venir à bout de la grande quantité de travail que représentaient ces tâches, si l'on voulait que celles-ci ne soient pas réalisées aux dépens des femmes, à savoir ni aux dépens de domestiques mal payées et souvent exploitées, ni aux dépens des maîtresses de maison, qui n'étaient pas rémunérées et travaillaient ainsi à double. Le travail domestique devait être organisé de telle sorte que toutes les femmes puissent vivre de leur activité et qu'aucune ne doive travailler à double.

C'est précisément ce que les débats actuels sur la conciliation entre vie professionnelle et vie familiale ne font pas : ils ne prennent pas au sérieux la quantité d'heures, payées et non payées, que représente l'ensemble des tâches ménagères et éducationnelles effectuées aujourd'hui en Suisse. Et ils ne mesurent pas l'importance centrale qu'elles ont pour la société. Il semble également que nous soyons devenus aveugles à cela dont les féministes du début du 20<sup>ème</sup> siècle ont si intensément débattu, à savoir qu'une réorganisation du travail domestique n'est souhaitable que si elle n'engendre pas de mauvaises condi-

tions de travail pour *d'autres* femmes. Nous devons bien l'admettre, une grande partie du travail domestique non rémunéré n'a en effet pas été transféré aux hommes mais à d'autres femmes, qui accomplissent aujourd'hui, dans le cadre de métiers sous-payés comme éducatrice de l'enfance, femme de ménage ou infirmière, des tâches autrefois non payées. Celles-ci ont donc été redistribuées entre femmes et les conditions demeurent mauvaises.

En revanche, la réflexion des féministes du 20<sup>ème</sup> siècle autour des domestiques avait pour objet les tâches ménagères et éducationnelles effectuées par l'ensemble des femmes. Les féministes d'aujourd'hui qui s'intéressent à la question du travail auraient avantage à adopter une vision aussi globale des prestations fournies par les femmes.

### **Beaucoup de travail, peu d'argent et une redistribution entre femmes: décrypter les contraintes du 21<sup>ème</sup> siècle**

Le fait que les femmes soient systématiquement actives professionnellement, même lorsqu'elles ont des enfants en bas âge, n'a sous certains aspects

#### **À paraître :**

- Angehrn, Céline: Arbeit am Beruf. Feminismus und Berufsberatung im 20. Jahrhundert. Schwabe-Verlag, à paraître en 2019.
- Isler, Simona: Politiken der Arbeit. Perspektiven der Frauenbewegung um 1900. Schwabe-Verlag, à paraître en 2019.

pas amélioré leur situation. À ce sujet les chiffres sont clairs : les femmes restent dépendantes, parce que leur salaire n'est suffisant que si elles n'ont personne à charge. Sinon, elles doivent recourir à des aides, que ce soit de l'Etat, d'un mari ou d'un ou d'une partenaire. Les femmes qui deviennent mères sont confrontées, après 14 semaines déjà, à la question de savoir comment « concilier travail et famille », autrement dit à une question presque insoluble. Là encore, les chiffres montrent clairement ce qu'il en est : pour la majorité des femmes, la seule option est de réduire leur temps d'activité professionnelle, ce qui les fait tomber dans le fameux piège du temps partiel. Elles se retrouvent en effet avec une grande somme de travail, payé et non payé, à effectuer et doivent surmonter le stress d'une double occupation, tout en ayant un salaire moindre et une retraite misérable. Et si toutefois elles obtiennent une promotion et réaugmentent leur taux d'activité professionnelle, c'est aux dépens d'autres femmes, qui pour un moindre salaire prennent en charge leurs enfants et font leur ménage.

Les crèches, les aides ménagères, le temps partiel ainsi que les « nouveaux pères » sont importants, car

ils facilitent la vie de nombreuses femmes. Mais ils ne sont pas suffisants. Et ce qui est pire, la propagation de ces « solutions de conciliation » masque certains problèmes. Si aujourd'hui la question de savoir comment les femmes mènent de front les tâches domestiques et les activités extérieures est essentiellement abordée sous l'angle de la gestion du temps individuelle et du choix du bon partenaire (soit un homme « moderne » et un père impliqué), une chose demeure avant tout sous-estimée, taboue et privatisée : l'incommensurable quantité de travail que constituent les tâches domestiques. Ce faisant, la question de l'organisation et de la répartition du travail de *care*, dans sa forme rémunérée ou non rémunéré, demeure non résolue.

Le contraste entre les débats contemporains et les concepts féministes anciens et oubliés nous a permis de mieux saisir la situation actuelle. Pratiqué ainsi, le « travail de mémoire », en tant que dialogue entre passé et présent, met en lumière les spécificités de notre époque. Un tel regard sur le présent peut à son tour venir enrichir les politiques féministes du futur.

## Platz da!

JOVITA DOS SANTOS PINTO • Kürzlich wurde bekannt, dass der ersten Schwarzen Nationalrätin der Schweiz ein Platz gewidmet wird. Der «Espace Tilo Frey» auf dem Universitätsgelände in Neuenburg ersetzt den Namen von Louis Agassiz, Naturwissenschaftler und Rassentheoretiker des 19. Jahrhunderts. Mit dieser Ankündigung startete eine Debatte um Geschichte und Erinnerungspolitik – und Agassiz. Dabei droht Tilo Frey (einmal mehr) vergessen zu gehen.

### Das Spektakel des Anderen

Was bedeutet es, Tilo Frey nicht zu vergessen? Zum Beispiel, ihre Geschichte zu kennen: 1923 wurde Tilo Frey in Maroua in Kamerun geboren. Ihr Vater arbeitete nach abgebrochenem Studium für einige Jahre als Händler in Westafrika und begegnete dort Freys Mutter. Sie war Fula und aus der Region von Maroua. 1928 reisten Vater und Tochter in die Schweiz. Die Mutter blieb zurück. Aus diesen Informationen stellten die Medien später ein melodramatisches Abenteuer zusammen. Unerwähnt blieb, dass die Geschichte vor dem Hintergrund eines kolonisierten Kameruns spielte. Tilo Frey verbrachte ihre Schulzeit im Neuenburg

der Vorkriegszeit. 1943 wurde sie Lehrerin, unterrichtete Stenographie und Daktylographie und wurde später Direktorin der Höheren Töchterschule.

Nach der Einführung des Frauenstimmrechts in ihrem Kanton, 1959, trat sie in die FDP ein und übernahm verschiedene Funktionen, beispielsweise als Präsidentin der kantonalen Frauengruppe. Als solche hielt sie Vorträge und führte Kurse zur politischen Bildung von Frauen durch. Sie wurde 1964 in den Conseil Général (Legislative) der Stadt gewählt, präsidierte ihn 1970/71 und kam 1969 in den kantonalen Grossen Rat. Als sie 1971 Nationalrätin wurde, war die Überraschung in der Partei gross – aber nicht die Unterstützung. Die Nationalratskandidatur hatte sie in eine nationale Medienöffentlichkeit katapultiert, die sich überdurchschnittlich häufig mit ihr beschäftigte: Aufhänger in Zeitungsartikeln war jeweils ihre Kandidatur als Nationalrätin. Im Lauftext beschäftigte dann aber vor allem die sogenannte «Herkunftsgeschichte» und das davon abgeleitete (s)exotisierte «Aus-sehen». Sie wurde zum «Spektakel des Anderen» im Zentrum der Politik. Ihre Positionierung beispielsweise für Lohngleichheit, Abtreibungsrechte

und eine starke Armee interessierte wenig. Nach ihrem politischen Rückzug Ende der 1970er Jahre wurde es still um Tilo Frey. Als sie 2008 starb, schien sie weitgehend vergessen. In vereinzelt Artikeln über die ersten Parlamentarierinnen findet sie Erwähnung. So wird sie in der Schweiz, charakterisiert durch koloniale Amnesie und der Konstruktion von nichtweissen Menschen als «ewig Ankommende von ausserhalb Europas», als weiss gelesen. Darauf verweist gerade auch, dass 2007 in den nationalen und internationalen Medienberichten Ricardo Lumengo als «erster dunkelhäutiger» Nationalrat gefeiert wurde.

### Gegen das Vergessen

Verschiedene Ereignisse haben Tilo Frey in den letzten zwölf Monaten wieder in Erinnerung gerufen. Auf einige davon bezieht sich die Interpellation der FDP im Juli 2018 beim Neuenburger Gemeinderat und war Anstoss für die Umbenennung des Platzes – sie forderte eine dauerhafte Verankerung von Tilo in der Stadttopographie. Weiter widmete ihr der freisinnige «Cercle National» im November 2017 einen Abend in ihrer Veranstaltungsreihe zur regionalen Geschichte.

Jovita dos Santos Pinto ist Doktorandin und wissenschaftliche Assistentin mit Schwerpunkt Postkolonialismus am *Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung* an der Universität Bern und Mitglied von *Bla\*Sh* – Netzwerk Schwarzer Frauen in der Deutschschweiz.

Wesentlich für die Interpellation waren insbesondere auch die afrikanische Volksuniversität UPAF und das Forum gegen Antischwarzen Rassismus CRAN, zwei Schwarzbestimmte Organisationen. Sie veranstalteten einen Gedenkanlass zum zehnjährigen Todestag von Frey im Juni 2018. Dieser wurde begleitet von einer Onlinepetition, die das «betäubende Schweigen» zu Tilo Frey, ihren aussergewöhnlichen Leistungen und ihrer Symbolhaftigkeit zum Beitrag der Schwarzen Bevölkerung für die Schweizer Politik und Emanzipation von Frauen, anprangerte. Das Schreiben forderte, dass ihrer gedacht wird, unter anderem mit einem nach ihr benannten Fonds für antirassistische Projekte, einer Gedenktafel im Bundeshaus und einem Platz oder einer Strasse in Neuenburg.

Solche Formen der Anerkennung seien wichtige Hebel gegen Rassismus, da sie zu einer erweiterten Achtung Schwarzer Menschen und erhöhten Sichtbarkeit ihrer gesellschaftlichen Beiträge beitragen. Insbesondere für rassisierte Minderheiten führe eine solche Anerkennung zu positiven Identifikationsfiguren und motiviere zur gesellschaftlichen Partizipation.

- 1 Vgl. Purtschert, Patricia: Chewing on Post\_colonial Switzerland. Redigesting what has not yet been swallowed, Part I, in: Thal, Andrea (Hg.), Chewing the Scenery 1st Edition. Zürich, 2011, S. 173-176/199-202; Michel, Noémi: Racial Profiling und die Tabuisierung von «Rasse», in: Wa Baile, Mohamed et. Al. (Hg.), Racial Profiling. Struktureller Rassismus und antirassistischer Widerstand. Bielefeld (im Erscheinen)
- 2 Purtschert, 2011, S. 201

Den zweiten Anstoss für die Umbenennung lieferte eine Interpellation des linken Bündnisses PopVertSol. Aufbauend auf der seit 2007 bestehenden Kampagne, die eine «Demontage» von und eine kritische Auseinandersetzung mit Louis Agassiz als Rassisten anstrebt, wurde gefordert, dass an den öffentlich zugänglichen Denkmälern des Naturwissenschaftlers Tafeln angebracht würden, die seinen verbreiteten Rassismus thematisierten. Mit der Umbenennung des Platzes wollte der Gemeinderat auf beide Interpellationen eintreten.

### Eine Postkoloniale Debatte

Seit der Verkündung dieses Entscheids, am 7. September 2018, wurden über vierzig Artikel, Fernseh- und Radiobeiträge, Interviews und Kommentare in der französischen Schweiz zum Thema publiziert. In diesen nimmt Tilo Frey – mit Ausnahme eines Kommentars der Gleichstellungsbeauftragten von Neuenburg – jeweils erstaunlich wenig Raum ein. Sie wird erwähnt als Pionierin der Frauenemanzipation und Minderheiten «de couleur». Der Rest der Beiträge beschäftigt sich jeweils mit Fragen, ob Louis Agassiz'

Name ersetzt oder beibehalten werden soll: Ist die Umbenennung Geschichtsrevisionismus? Wird die übliche Haltung einer vergangenen Zeit an heutigen Werten gemessen? Müssen seine wissenschaftlichen Leistungen mit der rassistischen Haltung aus dem öffentlichen Raum verschwinden? Würde eine klärende Tafel nicht reichen?

Die Kritiker der Umbenennung umfassen Historiker, ehemalige Rektoren der Universität und Parteipolitiker. In ihren Reaktionen zeigen sich wiederkehrende Formulierungen und Narrative im öffentlichen Diskurs zum Verhältnis von Rassismus, Post\_Kolonialismus und der Schweiz, die hier nicht weiter ausgeführt werden können.<sup>1</sup> Notiert sei lediglich, dass sie grösstenteils darauf hinauslaufen, eine postkoloniale Auseinandersetzung wie immer schon als «unangebracht, ungelegen, trivial oder übertrieben»<sup>2</sup> einzustufen und koloniale und rassistische Gewalt zu relativieren und minimieren. Darüber hinaus wird, mit dem Fokus auf Agassiz, die Diskussion um Schweizer Geschichte und Erinnerungspolitik anhand einer Person, die über Rassisierung und Geschlecht markiert ist, aufgeschoben.

- 3 Z.B. die Haitianische Revolution, die als einzige Revolution die Abschaffung vom Sklavenstatus als zentral für die Errichtung von Gleichheit verstand; oder auch die abolitionistische Bewegung, die in der Schweiz hör- und sichtbare Vertreter\*innen hatte.
- 4 Aikins, Joshua Kwesi: Berlin Remix – Strassenumbenennungen als Chance zur postkolonialen Perspektivumkehr, in: Ha, Kien Nghi (Hg.): Asiatische Deutsche. Vietnamesische Diaspora and Beyond. Berlin/Hamburg, 2012, S. 288-304; 294

### Aus welcher Perspektive?

Das wiederholte Argument, dass im 19. Jahrhundert rassistisches Denken normalisiert und entsprechend moralisch legitim war, relativiert nicht nur die gewalttätige Geschichte von Entmenschlichung, Genozid, Sklavenhandel, Ausbeutung und Leid, sondern übergeht auch eine Widerstandsgeschichte rassistisch unterworfenen Subjekte und antirassistischer Bewegungen in der Schweiz und anderswo.<sup>3</sup> Die Medien-debatte zur Umbenennung des Platzes, an der kaum Frauen, keine nichtweisse Person und keine postkoloniale Forscher\*in und Aktivist\*in beteiligt waren, schreibt eine Epistemologie fort, die rassisierten Personen und Frauen\* einen Subjektstatus aberkennt.

Zum Argument, dass mit dem Verschwinden von Agassiz Schweizer Kolonialgeschichte gelöscht werde, lässt sich mit dem Politikwissenschaftler Joshua Kwesi Aikins sagen, dass dekoloniale Strassenbenennungsinitiativen, Kolonialgeschichte nicht ausradieren, sondern die Perspektive der Erzählung wechseln: weg von den Aggressoren hin zur Ehrung derjenigen, «die sich kolonialer Ideologie und Gewalt widersetzt haben».<sup>4</sup> In Anbetracht der Dominanz von

männlichen Namen im öffentlichen Raum (in Neuenburg sind es 93,5 %) plädiert er dafür, Kolonialisten vor allem mit Widerstandskämpferinnen\* of Color zu ersetzen. Ähnlich argumentieren auch CRAN und UPAF, wenn sie darauf verweisen, dass das Fehlen von Schwarzen Persönlichkeiten im öffentlichen Raum das Gefühl bestärkt, als Schwarze Person in der Schweiz nicht dazugehören – und ein Denkmal dem demokratisierend entgegenwirken würde.

Tilo Frey war keine laute Rassismuskritikerin. Aber sie hat alltägliche Anfeindungen, Demütigungen und Übergriffe aufgrund ihres Geschlechts und ihrer Rassisierung auf einer nationalen Bühne überstanden. Ab 2019 gibt es einen Platz, der uns zu einer anhaltenden Auf- und Verarbeitung postkolonialer Ungleichheit bewegen kann, statt laufend zu vergessen – und bestenfalls nicht nur den Raum öffnet, um die erste Schwarze Nationalrätin zu feiern, sondern auch für die Frage, weshalb es bisher keine weiteren gab.

## Faites place !

JOVITA DOS SANTOS PINTO, TRADUCTION: ALEXANDRA CINTER • On a récemment annoncé que la première femme de couleur à avoir siégé au Conseil national suisse donnera son nom à une place. L'espace Louis Agassiz, sur le campus de l'Université de Neuchâtel, deviendra l'« Espace Tilo Frey ». Cette annonce a relancé le débat sur l'histoire, la politique mémorielle et sur Agassiz, scientifique naturaliste et théoricien des races du 19<sup>ème</sup> siècle. Tilo Frey en revanche est (à nouveau) sur le point d'être oubliée.

### Le spectacle de l'Altérité

Ne pas oublier Tilo Frey, qu'est-ce que cela veut dire ? Par exemple, connaître son histoire: elle est née en 1923 à Maroua, au Cameroun. Son père, après avoir interrompu ses études, a travaillé quelques années comme commerçant en Afrique de l'Ouest, où il a rencontré la mère de Frey. Celle-ci était peule et venait de la région de Maroua. En 1928, le père et la fille ont rejoint la Suisse, tandis que la mère est restée en Afrique. Les médias ont par la suite élaboré tout un mélodrame à partir de ces quelques informations. Ils ont en revanche passé sous silence

le contexte colonial dans lequel cette histoire s'est déroulée. Tilo Frey a effectué sa scolarité dans le Neuchâtel de l'avant-guerre. En 1943, elle devient enseignante de sténographie et de dactylographie et plus tard directrice de l'École supérieure de jeunes filles. Après l'introduction en 1959 du suffrage féminin dans son canton, elle entre au PLR où elle assume différentes fonctions, notamment celle de présidente de la section femmes de l'antenne neuchâteloise. En cette qualité, elle donne des conférences ainsi que des cours sur la formation politique des femmes. En 1964, elle est élue au Conseil Général de la ville (législatif), en assure la présidence en 1970/71 et entre en 1969 au Grand Conseil cantonal. Lorsque, en 1971, elle devient conseillère nationale, c'est à la grande surprise de son parti, qui ne la soutient pas. Sa candidature la propulse sur le devant de la scène médiatique nationale, où elle fait l'objet d'une attention toute particulière: systématiquement, l'accroche des articles de journaux mentionnait sa candidature en tant que conseillère nationale, mais le texte se concentrait ensuite essentiellement sur l'« histoire de ses origines » et sur l'« apparence » (s)exotique qui lui

était associée. On en avait fait le « spectacle de l'Altérité » au coeur de la politique. Ses prises de position en faveur notamment de l'égalité salariale, du droit à l'avortement et d'une armée forte intéressaient peu. Après son retrait de la politique à la fin des années 70, il ne fut plus question d'elle. Et à sa mort en 2008, elle parut largement oubliée. Elle n'est d'ailleurs encore mentionnée que dans quelques articles sur les premières femmes parlementaires. Ainsi, la Suisse, caractérisée par une amnésie coloniale et une vision des non-blanc-he-s comme étant « éternellement en train d'arriver depuis des espaces extra-européens », se souvient d'elle comme blanche. Témoigne également de cet oubli la presse nationale et internationale, qui célébrait en 2007 Ricardo Lumengo en tant que « premier conseiller national de couleur. »

### Contre l'oubli

Au cours de ces douze derniers mois, plusieurs événements ont ranimé le souvenir de Tilo Frey. C'est sur certains d'entre eux que s'appuie l'interpellation du PLR de juillet 2018, déposée auprès du Conseil communal de Neuchâtel et qui fut le point de départ

Jovita dos Santos Pinto est doctorante et assistante au Centre interdisciplinaire pour la recherche en études genres de l'Université de Berne, spécialisée dans le postcolonialisme. Elle est également membre de *Bla\*Sh*, un réseau suisse-allemand de femmes noires.

d'une rebaptisation de la place. Le parti demandait que la mémoire de Tilo Frey soit durablement mise à l'honneur dans l'espace urbain. De même, le libéral « Cercle National » lui consacrait en novembre 2017 une soirée dans le cadre de sa série d'événements sur l'histoire nationale. L'Université Populaire Africaine en Suisse (UPAF) et le Carrefour de Réflexion et d'Action Contre le Racisme Anti-Noir (CRAN), deux organisations initiées par des Noir-e-s et orientant leur lutte pour les Noir-e-s, ont en outre joué un rôle essentiel en amont de l'interpellation. Elles ont organisé en juin 2018 un événement commémoratif pour les dix ans de la mort de Tilo Frey. Ce dernier fut accompagné d'une pétition en ligne, qui dénonçait le « silence assourdissant » autour d'elle, autour des choses extraordinaires qu'elle a accomplies, de son statut de symbole dans la contribution de la population noire à la politique suisse et à l'émancipation des femmes. Le texte réclamait qu'on honore sa mémoire, notamment par la création d'un fonds portant son nom et destiné à soutenir des projets contre le racisme, par l'installation d'une plaque commémorative au Palais fédéral et par l'attribution de

- 1 Voir Purtschert, Patricia: Chewing on Post\_colonial Switzerland. Redigesting what has not yet been swallowed, Part I, in: Thal, Andrea (éd.), Chewing the Scenery 1st Edition. Zurich, 2011, p. 173-176/199-202; Michel, Noémi: Racial Profiling und die Tabuisierung von «Rasse», in: Wa Baile, Mohamed et. al. (éd.), Racial Profiling. Struktureller Rassismus und antirassistischer Widerstand. Bielefeld (à paraître).
- 2 Purtschert, 2011, S. 201

son nom à une place ou une rue de Neuchâtel. Selon les initiante-e-s, de telles formes de reconnaissance représentent un important levier contre le racisme, car elles contribuent à promouvoir le respect des Noir-e-s et à rendre visible leurs contributions à la société.

La deuxième impulsion pour la rebaptisation de la place a été donnée par une interpellation du groupe de gauche PopVertSol. S'appuyant sur la campagne lancée en 2007, qui ambitionnait de « Démonter Agassiz » en tant que raciste et de revoir son héritage de façon critique, le groupe a demandé que, sur tous les monuments et éléments commémoratifs de l'espace public dédiés au scientifique, soient adjointes des plaques explicatives mentionnant son racisme notoire. En rebaptisant la place, le Conseil communal a souhaité répondre favorablement à ces deux demandes.

### Un débat postcolonial

Depuis l'annonce de cette décision le 7 septembre 2018, plus de 40 articles, émissions de télévision et de radio ont, en Suisse romande, publié des interviews et des commentaires sur le sujet. Tilo Frey y occupe chaque fois étonnamment peu de place, à

l'exception d'un commentaire de la déléguée à l'égalité de Neuchâtel. On la mentionne en tant que pionnière de l'émancipation des femmes et des minorités « de couleur ». Pour le reste, les contributions portent sur la question de savoir si le nom de Louis Agassiz doit être conservé ou remplacé: si on rebaptise un lieu, est-ce du révisionnisme historique? Ne juge-t-on pas à l'aune des valeurs actuelles des opinions qui étaient la norme à l'époque? Faut-il, en raison de ses positions racistes, effacer de l'espace public la mémoire de ses contributions scientifiques? Une plaque explicative ne suffirait-elle pas? Les détracteurs de la rebaptisation comptent parmi leurs rangs des historiens, d'anciens recteurs d'université et des politiques. Leurs réactions relayent des formules et un discours qui reviennent fréquemment dans le débat public concernant les rapports entre le racisme, le postcolonialisme et la Suisse, sur lesquels nous ne nous étendrons pas plus longuement.<sup>1</sup> Notons seulement que la plupart en reviennent toujours à considérer une confrontation à la question du postcolonialisme comme « inappropriée, inopportune, triviale ou exagérée »<sup>2</sup> et à relativiser et minimiser la violence

- 3 Par ex. la révolution haïtienne, qui fut la seule à considérer l'abolition du statut d'esclave comme centrale dans l'instauration de l'égalité, ou encore le mouvement abolitionniste qui eut en Suisse des représentant\*es actives et actifs.
- 4 Aikins, Joshua Kwesi: Berlin Remix – Strassenumbenennungen als Chance zur postkolonialen Perspektivumkehr, in: Ha, Kien Nghi (éd.): Asiatische Deutsche. Vietnamesische Diaspora and Beyond. Berlin/Hambourg, 2012, p. 288-304; 294

du racisme et du colonialisme. Qui plus est, en mettant l'accent sur Agassiz, on déplace le débat qui pourrait avoir lieu, à partir d'une figure ayant subi le racisme et le sexisme, sur l'histoire suisse et la politique mémorielle.

### À partir de quel point de vue?

L'argument fréquemment avancé selon lequel les idées racistes étaient la norme au 19<sup>ème</sup> siècle et de ce fait légitimes du point de vue moral relativise non seulement la violence de l'histoire de la déshumanisation, du génocide, du commerce d'esclaves, de l'exploitation et de la souffrance, mais passe également sous silence l'histoire de la résistance des sujets considérés comme inférieurs de par leur *race*, de même que celle des mouvements antiracistes qui ont existé en Suisse et ailleurs.<sup>3</sup> La polémique médiatique autour de la rebaptisation de la place, à laquelle très peu de femmes, aucune personne non-blanche, aucun-e activiste\* ni aucun-e chercheur-euse\* spécialiste du postcolonialisme n'ont pris part, perpétue une épistémologie qui refuse aux personnes racisées et aux femmes\* le statut de sujet.

À l'argument selon lequel, avec la disparition d'Agassiz,

c'est l'histoire suisse de la colonisation qui serait effacée, on peut répondre, avec le politologue Joshua Kwesi Aikins, que les initiatives décoloniales pour rebaptiser les rues n'effacent pas l'histoire, mais changent l'orientation du récit: on détourne l'attention des agresseurs pour la porter sur ceux qui « se sont opposés à l'idéologie et à la violence coloniales » et pour leur rendre hommage.<sup>4</sup> La prédominance des noms masculins dans l'espace public (à Neuchâtel, ceux-ci représentent 93,5 %) plaide pour que les noms des colonialistes soient avant tout remplacés par ceux de résistantes\* de couleur.

Tilo Frey n'était pas une fervente militante antiraciste. Mais elle a su survivre, sur la scène nationale, aux attaques, aux humiliations et aux violences subies en raison de son genre et de sa racisation. Dès 2019, il y aura une place pour nous inciter de façon permanente à méditer sur l'injustice coloniale, à la métaboliser et à ne plus continuellement l'oublier. Et, dans le meilleur des cas, ce sera l'occasion non seulement de fêter la première conseillère nationale noire, mais aussi de réfléchir aux raisons qui font qu'il n'y en a pas eu d'autres depuis.

## Ansatz und Kritik

ANNALENA MÜLLER • In den frühen 1970er-Jahren hielt die Frauenbewegung, die in der westlichen Welt für gesellschaftliche Gleichstellung kämpfte, Einzug in die Geschichtswissenschaft. Seit dem 19. Jahrhundert hatte sich die wissenschaftliche Erforschung der Vergangenheit vor allem auf die politische und wirtschaftliche Ereignisgeschichte konzentriert und diese, von wenigen Ausnahmen abgesehen, als eine akteurszentrierte Geschichte mächtiger Männer begriffen. In dieser Geschichtsschreibung kamen Frauen traditionell höchstens marginale Rollen zu.<sup>1</sup> Wenn sie vorkamen, dann als Ausnahmen – als Königinnen (also Gattinnen der eigentlich regierenden Könige), Mätressen oder als Heilige.<sup>2</sup>

Bereits 1949 hatte Simone de Beauvoir in *Le deuxième sexe* die grundsätzlich asymmetrische Geschlechterbeziehung von der Antike bis zur Gegenwart dargelegt und in der Geschichtslosigkeit der Frauen den Grund für ihre Machtlosigkeit und Entmündigung in der Gegenwart gesehen. Denn «in der Gegenwart lebt die Vergangenheit und in der Vergangenheit [ist] die gesamte Geschichte von den Männern gemacht.»<sup>3</sup> Die feministischen Historiker\*innen

der frühen 1970er-Jahre stimmten zwar mit Beauvoirs Einschätzung überein, dass Geschichte identitätsstiftend, nicht aber, dass Frauen geschichtslos seien. Geschichte (History) war, so die feministische Kritik, bis dato immer nur *His\_Story*, während *Her\_Story*, also die Geschichte der Frauen, zwar durchaus existierte, aber ungeschrieben geblieben war. Das feministische Ringen mit dem Patriarchat der Gegenwart wurde zum historiografischen Ringen um die Frauenstimmen der Vergangenheit.

Besonders im angelsächsischen Raum, wo die Entdeckung der französischen *Annales-Schule* den Fokus weg von den Eliten und hin zu den «normalen» Menschen gelenkt hatte, fiel die Forderung, endlich auch Frauen zu berücksichtigen, auf fruchtbaren Boden. Und Historiker\*innen, die bereits auf dem Gebiet der Sozialgeschichte forschten, begannen, ihre Quellen neu zu überdenken und nach den bislang übersehenen Frauen zu suchen. Und sie wurden fündig. In den 1970er- und 80er-Jahren erschien eine Vielzahl an Monografien, die Frauen aus dem historiografischen Schatten holten. Hier sei exemplarisch auf die zahlreichen Studien zu Suffragetten, Arbeiterinnen

und Dienstmädchen in der Neuzeit, Bierbrauerinnen, Händlerinnen und Bäuerinnen in der Vormoderne sowie Studien, die sich Fragen nach Kontinuität und Wandel von Frauenrollen als Mütter, Ehefrauen und Witwen widmeten, verwiesen.

Auf der Metaebene diskutierten Historiker\*innen in Nordamerika und Europa bald aber auch über die Möglichkeiten, Grenzen und Konsequenzen dieser neuen Geschichtsperspektive. Orientierten sich doch die Struktur und Ordnung der Geschichtswissenschaft weiterhin ausschliesslich am Althergebrachten. Aber galt alles, was für die (männliche) Geschichte galt, auch für Frauen? So stellte Joan Kelly 1977 in ihrem berühmten Essay «Did Women Have a Renaissance?» die tradierte Periodisierung, also die Einteilung der Geschichte in die Epochen «Antike», «Mittelalter», «Renaissance / Frühe Neuzeit» und «Neuzeit», infrage und forderte die Historikerschaft auf, diese neu zu (über-)denken. Aber Kritik kam auch von der anderen Seite. Die junge Frauengeschichte sah sich bald den Vorwürfen der Einseitigkeit und der methodischen Unsauberkeit ausgesetzt. Ersetzte sie nicht, indem sie nun ihrerseits die Männer ignorierte,

Dr. Annalena Müller ist Mediävistin und seit 2014 Oberassistentin am Departement Geschichte der Universität Basel. Ihre Forschung befasst sich vor allem mit religiösen Frauen (Nonnen) im europäischen Spätmittelalter und deren bisher weitgehend unterschätzten politischen und wirtschaftlichen Macht. Ab Februar 2019 wird sie zu diesem Thema im Rahmen eines 4-jährigen SNF-Ambizione-Projekts in Frankreich, Deutschland und der Schweiz forschen.

eine Unausgewogenheit durch eine andere und schrieb eine Nischen- oder gar eine «Ghetto-Geschichte»?<sup>4</sup> Und machte sich die Frauengeschichte, mit ihrer Suche nach dem Ursprung des Patriarchats und der Unterdrückung der Frau, die sich einige politisch-feministische Historiker\*innen wie die Mediävistin Judith Bennett auf die Fahnen geschrieben hatten, nicht der grössten geisteswissenschaftlichen Sünde, nämlich der teleologischen Argumentation, schuldig?<sup>5</sup>

Die Frage nach den epistemologischen Möglichkeiten und Grenzen einer Frauengeschichte und besonders die Problematisierung der eindimensionalen

Kategorie «Frau» war eine in den 1980er-Jahren z.T. heftig geführte Debatte. Denn welche gemeinsamen Erlebniswelten verbanden eine Prostituierte im mittelalterlichen Basel mit einer verheirateten Bierbrauerin in York und beide mit der Kaiserin des Heiligen Römischen Reiches? Wie sinnvoll schien es noch, Her\_Story zu schreiben, nachdem man bewiesen hatte, dass Frauen tatsächlich eine Geschichte hatten? Denn deren Geschichte hatte sich nun mal nicht im männerfreien Vakuum ereignet – wie auch die politische Ereignisgeschichte eben nicht ohne Frauen stattgefunden hatte. Wie viel Erkenntniswert also konnte in einer Forschung und Methodik stecken, die sich dessen schuldig machte, wessen sie die tradierte Geschichtsschreibung selbst beschuldigte? In den späten 1980er-Jahren entstand aus dieser Debatte schliesslich die *Women's and Gender History*, beziehungsweise im deutschen Sprachraum die *Frauen- und Geschlechtergeschichte*. Wegweisend war hier wieder ein Aufsatz aus den USA, nämlich Joan Scotts «Gender. A Useful Category of Historical Analysis» (1986). In dem Aufsatz postulierte Scott «Geschlecht» als zentrales Moment aller denkbaren Herrschaftsbe-

ziehungen – sowohl zwischen Männern und Frauen als auch zwischen Staaten und gesellschaftlichen Institutionen und Gruppierungen.<sup>6</sup> Der Wechsel von der engen Kategorie «Frau» zur offeneren Kategorie «Geschlecht» schien zentrale epistemologische Probleme zumindest zu umgehen, wenn nicht zu lösen. Allerdings blieb der Fokus der neueren Geschlechtergeschichte auch weiterhin meist auf Frauen\*, wie Bennett 2006 nicht ganz zu Unrecht anmerkte.<sup>7</sup>

Im Vergleich zu den tradierten Feldern der historischen Forschung, wie z.B. der Politik-, Kultur- oder Wirtschaftsgeschichte, ist die Frauen- und Geschlechtergeschichte noch immer ein junges und auch dynamisches Feld, in dem weiterhin über Themen, Wege und Methoden diskutiert und mitunter auch gestritten wird. Aber in den bald 50 Jahren seit seiner Entstehung hat das Feld mehr erreicht als jeder andere Turn der Geisteswissenschaften. Die Frauen- und Geschlechtergeschichte hat die historisch arbeitenden Fächer grundlegend und nachhaltig verändert. Das Forschungsfeld selbst ist vom wütend protestierenden Rand im historischen und historiografischen Mainstream angekommen. Niemand würde mehr

behaupten, dass Frauen keine Geschichte (also keine historischen Quellen) hinterlassen haben. Heute ist kein Proseminar an einem historischen Institut, keine Dokumentation im Fernsehen und kein (populär-)historisches Werk mehr denkbar, in dem Frauen nicht selbstverständlich vorkommen. Und dies ist das grosse Verdienst der feministischen Historiker\*innen der 1970er und 80er und ihrer oft weniger politischen und politisierten zweiten und dritten Generation. Sie haben in den letzten 50 Jahren unsere Geschichtsbilder, unser kollektives historisches Erinnern grundlegend verändert und um weibliche Perspektiven bereichert. Und auch wenn dieser Tage «Gender» in manchen rechten politischen Sphären als Schimpfwort dient und dies Anlass zu manch berechtigter Sorge ist, so wird sich zumindest die historiografische Uhr nicht mehr zurückdrehen lassen. Denn mit den Erkenntnissen der letzten 50 Jahre würde Simone de Beauvoir wohl heute schreiben, dass «in der Gegenwart zwar die Vergangenheit lebt, aber in der Vergangenheit die gesamte Geschichte eben nicht von den Männern gemacht wurde».

- 1 Es gab einige Ausnahmen, die aber eher die Regel bestätigten; zu nennen wäre hier z.B. Clark, Alice: *A Working Life of Women in the Seventeenth Century*. London, 1919.
- 2 Hufton, Olwen: *Frauenleben. Eine europäische Geschichte, 1500-1800*. Frankfurt, 1998, S. 13
- 3 Beauvoir I, S. 14, zitiert nach Opitz, Claudia: *Umordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte*. Tübingen, 2005, S. 16
- 4 Hufton, 1998, S. 15
- 5 Bennett, Judith. *Feminism and History*. In: *Gender and History*, Vol. 1, 3. 1989, S. 260; *History Matters. Patriarchy and the Challenge of Feminism*. Philadelphia, 2006, S. 54-81
- 6 Opitz-Belakhal, Claudia: *Geschlechtergeschichte*. 2. aktualisierte Auflage. Frankfurt, 2018, S. 16
- 7 Bennett, *History Matters*, S. 9

## Approche et critique

ANNALENA MÜLLER, TRADUCTION: ALEXANDRA CINTER • Au début des années 70, le mouvement féministe qui luttait pour l'égalité sociale dans le monde occidental faisait son entrée dans l'histoire. Depuis le 19<sup>ème</sup> siècle, la science historique s'était avant tout limitée à l'histoire des événements politiques et économiques et, à quelques rares exceptions près, concevait celle-ci comme une histoire centrée sur les acteurs, en l'occurrence des hommes de pouvoir. Une telle historiographie attribuait traditionnellement aux femmes des rôles pour le moins marginaux.<sup>1</sup> Si elles y apparaissaient, c'était en tant qu'exception, comme reines (c'est-à-dire épouses du roi régnant), comme maîtresses ou saintes.<sup>2</sup>

Déjà en 1949 Simone de Beauvoir décrivait, dans *Le deuxième sexe*, l'asymétrie fondamentale des rapports de genre de l'Antiquité à l'époque contemporaine et voyait dans l'absence des femmes de l'histoire la cause de leur impuissance et de leur mise sous tutelle présentes. Car « le présent enveloppe le passé et dans le passé toute l'Histoire a été faite par des mâles. »<sup>3</sup> Si les historien-ne-s\* du début des années 70 partagent l'analyse de Beauvoir selon laquelle

l'histoire fonde l'identité, ils/elles ne s'accordent pas à dire que les femmes n'ont pas d'histoire. Comme le disait la critique féministe, l'histoire (History) n'était jusqu'alors qu'une *His\_Story*, tandis que l'*Her\_Story*, l'histoire des femmes, qui existait bel et bien, restait encore à écrire. Le combat féministe contre le patriarcat de l'époque s'était transformé en combat historiographique pour restaurer la parole des femmes du passé.

L'exigence que les femmes soient enfin prises en compte trouva un terreau particulièrement fertile dans le monde anglo-saxon, où la découverte de l'école des Annales française avait détourné la recherche historique des élites pour la concentrer davantage sur les gens « normaux ». Et les historien-ne-s\* qui exploraient déjà le champ de l'histoire sociale commencèrent à repenser leurs sources et à s'intéresser aux destins de femmes jusqu'alors oubliées. Leurs recherches portèrent leurs fruits. Dans les années 70 et 80 parurent un grand nombre de monographies qui tiraient les femmes de l'ombre de l'histoire. Les nombreuses études portant sur les suffragettes, les travailleuses et les femmes de ménage à l'ère moderne,

sur les brasseuses de bière, les commerçantes et les paysannes à l'époque pré-moderne, de même que les études consacrées aux évolutions et continuités dans les rôles de mère, d'épouse ou de veuve en sont un bel exemple.

Mais très vite, les historien-ne-s\* européen-ne-s et nord-américain-e-s se mirent à débattre, à un niveau de méta-analyse, des possibilités, des limites et des conséquences de ces nouvelles approches historiques. L'historiographie continuait de se structurer et de s'organiser exclusivement de manière traditionnelle. Pourtant, ce qui avait jusqu'alors prévalu pour établir l'histoire (masculine) pouvait-il aussi être appliqué aux femmes? Dans son célèbre essai de 1977, « Did Women Have a Renaissance? », Joan Kelly remit ainsi en question la périodisation traditionnelle, soit le découpage de l'histoire entre « Antiquité », « Moyen Âge », « Renaissance/début de l'époque moderne » et « Temps modernes », invitant la communauté des historien-ne-s\* à repenser celle-ci. Mais la critique vint également de l'autre côté. La jeune histoire des femmes se vit bientôt accusée de partialité et de manque de rigueur méthodologique. En ignorant à

Annalena Müller est médiéviste, docteure en histoire et depuis 2014 maître-assistante au Département d'histoire de l'Université de Bâle. Ses recherches portent principalement sur les religieuses (nonnes) au bas Moyen Âge en Europe et leur pouvoir politique et économique, jusqu'ici largement sous-estimé. Un sujet qui dès février 2019 fera l'objet d'un ambitieux projet de recherche FNS mené sur quatre ans en France, en Allemagne ainsi qu'en Suisse.

son tour les hommes, ne remplaçait-elle pas un déséquilibre par un autre et ne devenait-elle pas une histoire de niche, ou même une histoire « ghetto »?<sup>4</sup> De plus, en recherchant l'origine du patriarcat et de l'oppression des femmes, objectif que s'étaient donné un certain nombre d'historien-ne-s\* politisé-e-s et féministes comme la médiéviste Judith Bennett, ne se rendait-elle pas coupable du plus grand péché des sciences humaines, à savoir celui de téléologisme?<sup>5</sup> La question des perspectives et des limites épistémologiques d'une histoire des femmes et plus particulièrement la problématisation de la catégorie de « femme », unidimensionnelle, firent dans les années

80 l'objet de vifs débats. Qu'avaient donc en commun la vie d'une prostituée dans la Bâle médiévale, celle d'une brassreuse de bière mariée de York et celle de l'impératrice du Saint Empire romain germanique? Était-il encore pertinent d'écrire une *Her\_Story* une fois établi le fait que les femmes avaient bel et bien une histoire? Car celle-ci ne s'était pas déroulée dans un vacuum sans hommes, tout comme l'histoire des événements politiques ne s'était pas produite indépendamment des femmes. Quelle valeur heuristique pouvaient donc avoir une recherche et une méthodologie qui se rendaient elles-mêmes coupables de ce qu'elles reprochaient à l'historiographie traditionnelle? À la fin des années 80, ces débats aboutirent finalement à la *Women's and Gender History*, respectivement *Frauen und Geschlechtergeschichte* dans le monde germanophone [et *Histoire des femmes et du genre* dans le monde francophone]. Une approche venant des USA ouvrait un fois encore des perspectives, celle de Joan Scott et de son « Gender. A Useful Category of Historical Analysis » (1986). Dans son analyse, Scott fait du « genre » une catégorie centrale pour appréhender l'ensemble des rapports

de domination, ceux entre hommes et femmes, mais également ceux entre Etats et ceux entre institutions et groupes sociaux.<sup>6</sup> Le passage de la catégorie de « femme », étroite, à celle plus large de « genre » paraissait contourner, si ce n'est résoudre les principaux problèmes épistémologiques. Toutefois et comme le fit remarquer non sans raison Bennett en 2006, la nouvelle histoire du genre continuait la plupart du temps de se centrer sur les femmes\*.<sup>7</sup>

En comparaison des domaines de recherches classiques de la science historique que sont par exemple l'histoire politique, culturelle ou économique, l'histoire des femmes et du genre est encore un domaine très jeune, mais aussi très dynamique, dont les sujets, les outils et les méthodes continuent de faire l'objet de discussions et parfois de désaccords. En un peu moins de 50 ans cependant, soit depuis son émergence, ce champ de recherche a accompli davantage que n'importe quelle autre discipline des sciences humaines. L'histoire des femmes et du genre a profondément et durablement modifié les domaines qui reposent sur une approche historique. De courant marginal et contestataire, elle fait

maintenant elle-même partie des champs d'études historiques et historiographiques en vogue. Il ne viendrait plus à l'idée de personne de prétendre que les femmes n'ont pas laissé leur trace dans l'histoire (soit pas de sources historiques). Il ne serait aujourd'hui plus pensable de proposer un proséminaire dans un institut d'histoire, un documentaire à la télévision ou un travail historique (à large public) où les femmes n'apparaîtraient pas. Ces acquis, c'est aux historien-ne-s\* féministes des années 70 et 80 qu'on les doit ainsi qu'à celles et ceux des deuxième et troisième générations, souvent moins politisées, qui ont suivi. Au cours de ces 50 dernières années, ils/elles ont profondément modifié notre conception de l'histoire, notre mémoire historique collective et l'ont enrichie du point de vue des femmes. Et même si ces derniers temps le mot « gender » passe pour un gros mot dans de nombreux cercles politiques de droite et si ce phénomène soulève des inquiétudes légitimes, le temps historiographique du moins ne se laissera pas remonter. Car avec les connaissances acquises ces 50 dernières années, Simone de Beauvoir écrirait sans doute aujourd'hui que « le présent certes

enveloppe le passé, *mais* dans le passé toute l'Histoire n'a *justement pas* été faite par des mâles. »

- 1 Il existe quelques exceptions, qui d'ailleurs confirment plutôt la règle, parmi lesquelles Alice Clark : *A Working Life of Women in the Seventeenth Century*. London, 1919.
- 2 Hufton, Olwen : *Frauenleben. Eine europäische Geschichte, 1500-1800*. Frankfurt, 1998, p. 13
- 3 Beauvoir I, p. 14, citée par Opitz, Claudia : *Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte*. Tübingen, 2005, p. 16. N.T. : ces références renvoient à la version allemande, citée par l'auteur. Pour la version originale, voire par ex. Beauvoir I. Paris, 1949/76, p. 124
- 4 Hufton, *Frauenleben*, p. 15.
- 5 Bennett, Judith : *Feminism and History*, in *Gender and History*, vol. I, 3 (1989), p. 260; *History Matters. Patriarchy and the Challenge of Feminism*. Philadelphia, 2006, p. 54-81
- 6 Opitz-Belakhal, Claudia : *Geschlechtergeschichte*. 2<sup>ème</sup> édition actualisée. Frankfurt, 2018, p. 16
- 7 Bennett, *History Matters*, p. 9

## female storytelling

ASTRID SCHÖNWEGER • Alle zwei Jahre organisiert die Gründerin des virtuellen Frauenmuseums in Istanbul, Meral Akkent, in Zusammenarbeit mit lokalen Partnern wie Universitäten, aber auch internationalen Sponsor\*innen, einen Kongress rund um die Museumsarbeit. Unterstützt wurde er dieses Jahr unter anderem durch die Schweizer Anne-Frank-Stiftung.

In diesem Jahr ging es vom 18. bis zum 20. Oktober in den Gebäuden der Istanbul Sabanci University um die «Feministische Pädagogik in Museen, Denkmälern und Praxen der Erinnerung».

Museen und Erinnerungsstätten haben Schlüsselrollen für das kollektive Gedächtnis inne. An diesen Orten wurden aber in der Vergangenheit Genderrollen nicht berücksichtigt und damit Ungleichheiten und Diskriminierungen weiterhin reproduziert. Mit dieser Tagung gingen lokale Vertreter\*innen aus der akademischen, künstlerischen und musealen Welt, aber auch Referent\*innen aus dem Ausland, darunter viele Vertreter\*innen von Frauenmuseen, folgende Fragen an: Wie können neue Erinnerungspraxen geschaffen werden? Welche Rolle spielt die feministische Pädagogik für das soziale Gedächtnis? Welche neuen Kon-

zepte und Debatten gibt es in diesem Bereich? Wie unterscheiden sich Frauen- und Gendermuseen von anderen Museen und Erinnerungsstätten? Wie sieht ihre Kultur der Erinnerung aus? Wie werden dabei Besucher\*innen involviert und in einem kreativen Dialog eingespannt?

Wie Genderrollen mit Erfolg berücksichtigt werden können, haben die Teilnehmer\*innen an den Beispielen des *Brooklyn Museum* in New York hören können, das der LGBTQ-Bewegung eine eigene Abteilung zugewiesen hat. Dort wird nicht nur die Vergangenheit neu interpretiert, sondern auch Platz im Jetzt geschaffen.

Auch das mobile *Empathy Museum* aus London konnte aufzeigen, wie wichtig es ist, die Besucher\*innen miteinzubeziehen. Dort können diese im wahrsten Sinne des Wortes die Schuhe von anderen anziehen und einen Spaziergang in ihnen machen, während sie sich mit Kopfhörern die Geschichte des Menschen, dem die Schuhe gehören, anhören.

Gerade die vielen Vertreter\*innen der Frauenmuseen und auch so manche Frauenarchive brachten sich auf vielfältige Weise ein, um die Unterschiede der Geschichtserzählung zu anderen Erinnerungsstätten

aufzuzeigen. Beispielsweise die *Initiative des iranischen Frauenmuseums*, welche von Frauen in der Diaspora betrieben wurde. Sie begleiteten und unterstützten die aktuelle iranische Frauenbewegung und die Aktivist\*innen im Lande, die zum Teil im Gefängnis sitzen. Oder das *Women and Memory Forum* in Kairo, Ägypten, welches eben nicht das rote Kleid eines Sexidols in den Mittelpunkt stellt.

In einem eigenen Workshop konnten zehn Punkte ausgemacht werden, die Frauen- und Gendermuseen von anderen Erinnerungsstätten unterscheiden: Frau und Gender sind der Schwerpunkt, und zwar als Subjekte und nicht Objekte, als Akteur\*innen und nicht als Opfer. Diese Museen arbeiten nicht objektzentriert, sondern sind auf soziale Inklusion konzentriert, sehen sich nicht ziel-, sondern prozessorientiert. Es wird von einer starken Kontinuität von der Vergangenheit in die Gegenwart ausgegangen und versucht, die Geschichte von der Basis ausgehend neu zu schreiben. Dabei werden verschiedene Perspektiven, nicht nur die männliche, auf die Welt gezeigt.

Die Stiftung «Global Fund for Women», die weibliche Graswurzelbewegungen auf der ganzen Welt

unterstützt, bringt es auf den Punkt: *female storytelling*. Es ist das Schlagwort, das die Tagung begleitet: Geschichte, unter anderem auch erzählt an einzelnen Schicksalen, wobei Emotionen ein Teil davon sind. Aufzeigen, wo Frauen und LGBTQ Not leiden, aber auch, wo ihre Erfolge aufbewahrt und verbreitet werden.

Im Anschluss an die Tagung fand das erste europäisch-asiatische Treffen der Mitgliedermuseen von IAWM statt, bei dem es um zukünftige gemeinsame Pläne und Projekte ging. Ein Highlight war die Eröffnung einer Ausstellung mit dem Titel «Erinnerung an Gewalt in der Geschichte, ohne Gewalt zu zeigen». Mit konkreten Beispielen der Frauenmuseen aus verschiedenen Ländern sowie der Schweizer *Interessengemeinschaft Frau und Museum* wurde aufgezeigt, wie Konflikte, kollektive oder individuelle Gewalt gezeigt werden können, ohne auf die Reproduktion von Gewalt zurückgreifen zu müssen. Zur Tagung wird eine eigene Publikation erstellt werden.

Astrid Schönweger, Koordinatorin von IAWM (International Association of Women's Museums) einem Netzwerk der Frauenmuseen, das seit 2008 existiert.



## Margrith Bigler-Eggenberger

NINA FARGAHI • Es waren entscheidende Jahre für die Gleichstellung von Frau und Mann in der Schweiz, als Margrith Bigler-Eggenberger für die SP ins höchste Gremium der schweizerischen Rechtsprechung gewählt wurde. «Sehr knapp gewählt», sagt sie und lächelt verschmitzt. Wahrscheinlich hatten sich die ihr feindlich gesinnten männlichen Kollegen mehr über die Knappheit des Resultats geärgert.

Margrith Bigler-Eggenberger. Erste Bundesrichterin der Schweiz, eine Vorkämpferin für die Sache der Frauen, eine Intellektuelle. Zu früh geboren, um mit 20 Jahren stimmen und wählen zu können. Doch hatte sie die Möglichkeit, als eine von wenigen Frauen an der Universität Zürich Jura zu studieren und diese Gelegenheit packte sie bei den Hörnern.

Sie sitzt entspannt in einem Lesesessel in ihrer hellen Wohnung in St. Gallen. Die 84-Jährige wählt ihre Worte mit Bedacht. Sie musste sich wohl immer sehr genau überlegen, wie sie etwas formulierte – zu

viele Kritiker hofften, sie würde Fehler begehen. «Ich stand stets unter Beobachtung.»

Schon vor ihrer Wahl habe sich «plötzlich eine Gegnerschaft von Männern» gebildet, die ihr das Leben schwermachte. So manipulierte ein Unbekannter ihren Lebenslauf und strich alle juristischen Tätigkeiten: etwa die Dozentur an der HSG oder ihre Arbeit am Bieler Amtsgericht. «Man wollte den Anschein einer inkompetenten Frau erwecken.» Trotzdem wurde die St. Gallerin 1972, ein Jahr nach Einführung des Frauenstimmrechts, zur Ersatzrichterin und zwei Jahre später zur ordentlichen Bundesrichterin gewählt. «Kaum haben die Frauen das Stimmrecht, wollen sie zuoberst mitmachen», sollen einige ihrem Entsetzen Luft gemacht haben. Auch die Presse hetzte gegen sie: «Eine Mörderin ins Bundesgericht», titelte die Zeitung *Die Ostschweiz*, weil sich Bigler-Eggenberger in öffentlichen Vorträgen positiv über den straffreien Schwangerschaftsabbruch geäussert hatte.

### «Eine sehende Justitia ist gewünscht»

Als erste Frau im Bundesgericht hatte sie mit viel Gegenwind zu kämpfen. Männliche Kollegen schnitten

sie, immer wieder wurde ihr vorgeworfen, politisch zu urteilen. Ihr Büro habe sie nicht neu einrichten dürfen, weil die männlichen Kollegen glaubten, sie würde es ohnehin nicht lange aushalten. Gerne hätte sie in der staats- und verwaltungsrechtlichen Abteilung gearbeitet, wo sie als Ersatzrichterin schon tätig war, aber: «Ich musste dorthin gehen, wo Frauen hingehören, nämlich ins Familienrecht.» Aber auch dort habe sie Akzente setzen können. Ja, Bigler-Eggenbergers sanfte Art sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie knallharte Urteile zu fällen wusste. Eine «Mission» habe sie nie gehabt. Ihre Antriebsfeder sei stets der Glaube an eine gerechtere Welt gewesen. «Eine sehende Justitia ist gewünscht», schreibt sie 2003 in ihrem Buch zum Gleichstellungsartikel der Bundesverfassung. Denn obwohl vieles auf dem Gebiet der Gleichstellung erreicht sei, bleibe vieles ungerecht.

### Sorgen um die politische Kultur

Als ihr Mann starb, habe sie sich als kleinen Trost ein Klavier gekauft. Wenn sie darauf spiele, denke sie an ihn. Kurt Bigler war Holocaust-Überlebender. Nach seinem Tod im Jahr 2007 gründete sie eine Stiftung

zur Förderung von Arbeiten und Projekten, die sich mit dem Holocaust befassen. Dies sei der Wunsch ihres Mannes gewesen.

Bigler-Eggenberger wird nachdenklich, wenn sie darüber spricht. Die politische Kultur in einem Land, sagt sie, könne so schnell kippen. «Manchmal mache ich mir Sorgen um unsere Errungenschaften.» Auch die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) gehöre zu diesen wertvollen Errungenschaften langer Kämpfe. Sie erinnert daran, dass das Frauenstimmrecht eng mit dem Beitritt der Schweiz zur EMRK verknüpft war. Denn die Schweiz hätte ein Problem mit den Menschenrechten gehabt: Sie gelten für Menschen, nicht nur für Männer. Der Bundesrat wollte deshalb ursprünglich die EMRK mit einem Vorbehalt unterzeichnen. «Die offizielle Schweiz musste sich international schämen, dass sie neben Vaduz und einigen Unrechtsstaaten ihren volljährigen Bürgerinnen das Stimm- und Wahlrecht vorenthielt.»

Angesprochen auf die Selbstbestimmungsinitiative der SVP findet Bigler-Eggenberger klare Worte: «Mit der Beseitigung der Geltung der EMRK in der Schweiz würden wir erst recht wieder zur Bananenrepublik.»



## Margrith Bigler-Eggenberger

NINA FARGAHI, TRADUCTION : ALEX-ANDRA CINTER • Ce fut une époque décisive pour l'égalité entre femmes et hommes en Suisse que celle où Margrith Bigler-Eggenberger fut élue pour le PS à la plus haute instance judiciaire suisse. « Élue de justesse », dit-elle en arborant un sourire malicieux. Vraisemblablement, les collègues masculins qui lui étaient hostiles ont pesté contre le caractère serré du résultat.

Margrith Bigler-Eggenberger. Première juge fédérale de Suisse, une pionnière de la cause des femmes, une intellectuelle. Née trop tôt pour pouvoir, à 20 ans, voter et élire. Elle fut pourtant l'une des rares femmes à avoir l'opportunité d'étudier le droit à l'Université de Zurich – occasion qu'elle saisit à bras le corps.

Elle est assise, détendue, dans le fauteuil de lecture de son lumineux appartement de Saint-Gall. Cette dame de 84 ans choisit consciencieusement ses mots. Elle a probablement toujours dû réfléchir très précisément à la façon dont elle formulait les choses,

trop de critiques espérant qu'elle commette un impair. « J'étais constamment observée. »

Déjà avant son élection, « une coalition d'opposants masculins s'était soudain formée », qui lui avait mené la vie dure. Un inconnu a ainsi trafiqué son curriculum vitae et en a supprimé toutes ses activités dans le domaine juridique, par exemple sa fonction de chargée de cours à l'Université de Saint-Gall et son travail au tribunal de Bienne. « On voulait me faire passer pour une incompétente. » Malgré cela, la Saint-Galloise fut en 1972, élue juge suppléante au Tribunal fédéral et deux ans plus tard juge ordinaire. « À peine les femmes avaient-elles obtenu le droit de vote qu'elles voulaient jouer dans la cour des grands », ceci en dépit de l'indignation exprimée par plus d'un. La presse aussi s'était déchaînée contre elle : « Une meurtrière au Tribunal fédéral », titrait le quotidien *Die Ostschweiz*, parce qu'elle s'était exprimée dans ses discours publics en faveur de la dépénalisation de l'avortement.

### « Une Justice sans bandeau est souhaitable »

En tant que première femme au Tribunal fédéral, Bigler-Eggenberger dut faire face à de nombreux obs-

tacles. Ses collègues masculins l'évitaient, on lui reprochait constamment de juger selon ses convictions politiques. On ne l'a pas autorisée à réaménager son bureau, car ses collègues pensaient qu'elle ne ferait de toute façon pas long feu. Elle aurait volontiers travaillé à la Cour de droit public et de droit administratif, où elle avait exercé en tant que juge suppléante. Mais « je devais aller là où était ma place en tant que femme, à savoir dans le droit de la famille. » Toutefois, là-bas aussi elle a pu donner le ton. Son moteur a toujours été la foi en un monde plus juste. « Une Justice sans bandeau est souhaitable », écrit-elle en 2003 dans son livre à propos de l'article sur l'égalité de la Constitution fédérale. Car bien que beaucoup ait été obtenu dans le domaine de l'égalité, beaucoup d'injustices subsistent.

### Une culture politique en péril

À la mort de son mari, elle s'est achetée un piano, maigre consolation. Lorsqu'elle en joue, elle pense à lui. Kurt Bigler était un survivant de l'holocauste. Après sa mort en 2007, Bigler-Eggenberger a créé une fondation soutenant des travaux et des projets en

lien avec l'holocauste, selon le vœu de son époux. Bigler-Eggenberger devient pensive, lorsqu'elle aborde ce sujet. La culture politique d'un pays, dit-elle, peut si vite basculer. « Je me fais parfois du souci pour nos acquis. » La Convention européenne des droits de l'homme (CEDH) fait elle aussi partie des précieux progrès obtenus à l'issue d'un long combat. Elle nous rappelle que l'introduction du droit de vote des femmes en Suisse était étroitement liée à l'adhésion de celle-ci à la CEDH. Car notre pays aurait eu un problème avec les droits humains : ils s'appliquent à l'ensemble des êtres humains et pas seulement aux hommes. À l'origine, le Conseil fédéral voulait en effet signer la Convention avec une réserve. « La Suisse a dû avoir honte face à la communauté internationale d'avoir, aux côtés de Vaduz et de quelques autres pays qui ne reconnaissaient pas l'état de droit, privé ses citoyennes majeures du droit de vote et d'élection. » Interrogée sur l'initiative pour l'autodétermination de l'UDC, Bigler-Eggenberger est sans équivoque : « la suppression de l'application de la CEDH en Suisse équivaldrait à ramener celle-ci à l'état de république bananière. »



## Simone Veil

MARTINA AMSLER • Der Himmel in Paris ist blau an diesem Sonntag, 1. Juli 2018. Eine Vielzahl von Menschen ist versammelt, unter ihnen viele einflussreiche Politikerinnen und Politiker. Der französische Staatspräsident Emmanuel Macron hält eine Rede im Gedenken an eine Ausnahmefigur der politischen Szene: Sie war die Gesundheitsministerin unter dem Staatspräsidenten Valéry Giscard d'Estaing, die erste Präsidentin des Europarats, Mitglied des französischen Verfassungsrats. Sie träumte von einem Davos des Sozialen, einem jährlichen Gipfeltreffen, das den gesellschaftlichen Fragen unserer Welt gewidmet ist. Diese Ausnahmefigur hiess Simone Veil (geborene Jacob; \* 13. Juli 1927 in Nizza; † 30. Juni 2017 in Paris). Ihre politischen Visionen, ihr Handeln und ihr Leben waren von ihrer unermüdlichen Erinnerungsarbeit durchwoben.

«Demokratie und Weitergabe der Erinnerung sind die beiden komplementären Voraussetzungen, die das befriedete Europa mit seiner zerrissenen Ver-

gangenheit verbinden. Sie bilden einen doppelten Schutzschild gegen todbringende Leidenschaften, die hier oder da immer wieder aufflammen können.» Während der Gedenkstunde für die Opfer des Nationalsozialismus am Deutschen Bundestag (2004) appellierte Simone Veil an die Pflicht jeder Gesellschaft, Erinnerungsarbeit zu leisten, Fehler und Versagen einzugestehen, um so das Fundament einer gemeinsamen Zukunft schaffen zu können.

Ihre einschneidenden persönlichen Erlebnisse während des Zweiten Weltkriegs nährten diese Überzeugung. Simone Veil überlebte den Holocaust. Am 7. April 1944 wurde sie mit 16 Jahren aus Nizza deportiert. Am 23. Mai 1945 kehrte sie nach Paris zurück. Von der sechsköpfigen Familie Jacob haben nur die drei Schwestern Madeleine, Denise und Simone überlebt.

Zurück in Paris, wollte Simone Veil das Erlebte nicht einfach vergessen, sie wollte darüber sprechen. Erinnern war für sie ein Protestinstrument gegen den Versuch des Nationalsozialismus, ganze Bevölkerungsgruppen diskret verschwinden zu lassen. Erinnern war für sie Widerstand gegen das Schweigen.

Martina Amsler engagiert sich für ein empathischeres und verständnisvolleres Miteinander – bei ihrer Arbeit als Unternehmensberaterin wie auch als Privatperson. Seit 2018 ist sie im Verein Feministische Wissenschaften Schweiz aktiv. Als Ökonomin hat sie sich auf Globalisierung und Corporate Social Responsibility spezialisiert, mit einem besonderen Fokus auf Sustainable Fashion.

Denn niemand wollte die Last ihrer Erinnerung mittragen. «Wir hatten überlebt, nur um dann schweigen zu müssen. (...) Für die Geschichte, die man bereits zu schreiben begann, für das traumatisierte Gedächtnis, das seine ersten heilenden Mythen schuf, waren wir unerwünschte Zeugen.» Ihre Autobiografie, ihre Rede im Jahr 2004 am Deutschen Bundestag, ihre Arbeit als Vorsitzende der Stiftung zur Erinnerung an die Shoah, alles Überlieferungen dieser Erinnerungsarbeit. Erinnerungsarbeit, die die realen Begebenheiten scharfsinnig festhält. Simone Veil entlarvte so manche Debatten als risikobefreite Platzhalterdiskussionen, die die unbequeme Realität zu umgehen versuchten. Ebenso klar war ihr Urteil gegenüber beschönigten oder fehlerhaften Übermittlungen, gegen die sie mit Überzeugung und Hartnäckigkeit vorging.

Ihre Mutter hätte sie wohl ermahnt, im Umgang mit anderen gütiger, versöhnlicher zu sein und mit dem richtigen Mass zu handeln. Sie, Yvonne Jacob, die mit ihrer Tatkraft, Weisheit und Güte ihre Umgebung beeindruckte, war das grosse Vorbild für Simone Veil. Sie war es, die ihr riet, immer einen Beruf auszuüben und finanziell autonom zu sein. Dies bestärkte

Simone Veil umso mehr, sich gegen die Einwände ihres Mannes durchzusetzen und wieder in das Berufsleben einzusteigen. Als Ministerin, Politikerin, Verfassungspräsidentin und Stiftungsvorsitzende leistete sie Ausserordentliches. Unerlässlich zu erwähnen ist die Legalisierung der Abtreibung, die sie 1974 als Gesundheitsministerin in Frankreich erreichte. Ein Gesetz, das jedoch ohne die harte Arbeit der Frauenbewegung der 1960er- und 70er-Jahre – unter anderem mit dem Manifest der 343 – nicht mit der gleichen Dringlichkeit zur Debatte gestanden wäre.

700 Meter entfernt von ihrer damaligen Wohnung in Paris, ein Spaziergang über den Boulevard Saint-Michel, vorbei an der Sorbonne, stehen die Säрге von Simone Veil und ihrem Mann Antoine Veil. Das dominante Blau an diesem Sonntag ist nicht das des Himmels – es ist das kräftige, tiefe Blau eines Teppichs inmitten von Paris. Gesäumt von Gedenktafeln drängt er an einen Fluss erinnernd in das Pantheon. Hier fand Simone Veil ihre letzte Ruhestätte – eine Frau, deren Arbeit unsere Erinnerungen an den Holocaust, unsere Frauenrechte und die Europäische Union massgeblich prägt.



### Kurse, Schreibcoaching & Lektorat in Bern und Zürich

Marianne Ulmi, Madeleine Marti, Anke Beyer  
076 436 05 04  
www.kopfwerken.ch

### Lektorat und Coaching

von beruflichen und wissenschaftlichen Texten

### Buch

Textdiagnose und Schreibberatung, von M.Ulmi,  
G.Bürki, A.Verhein, M.Marti, 2. Auflage / 2017, UTB

### Aktuelle Kurse

Textredaktion / Essays / Schreibtraining / Protokolle /  
Konzepte / Textdiagnose für die Schreibberatung

### Beitritt zum Verein Feministische Wissenschaften Schweiz Adhésion à l'Association suisse Femmes Féminisme Recherche

#### Ich möchte Mitglied werden • Je souhaite devenir membre

##### Jahresbeitrag • Cotisation annuelle

In Ausbildung, erwerbslos, pensioniert	CHF 45.–	<u>Name • Nom</u>
En formation, sans revenu, retraitées	CHF 45.–	<u>Vorname • Prénom</u>

Teilzeitverdienend	CHF 85.–	<u>Strasse • Rue</u>
Travail à temps partiel	CHF 85.–	

Vollzeitverdienend	CHF 125.–	<u>PLZ, Ort • CP, lieu</u>
Travail à plein temps	CHF 125.–	

Kollektivmitglied	CHF 155.–	<u>Tel. • Tél.</u>
Membre collectif	CHF 155.–	

Gönner*in	CHF 205.–	<u>E-Mail • e-mail</u>
Membre de soutien	CHF 205.–	

<input type="checkbox"/> Ich möchte das FemInfo abonnieren (Für Mitglieder im Jahresbeitrag inbegriffen)	CHF 50.–	<u>Sprache • Langue</u>
---	----------	-------------------------

<input type="checkbox"/> Je souhaite m'abonner à FemInfo (Gratuit pour les membres)	CHF 50.–	<u>Datum, Unterschrift • Date, Signature</u>
--	----------	--

#### Einsenden an • Envoyer à

Verein Feministische Wissenschaft Schweiz, Postfach, 3001 Bern



**F**